

Mein Lebensgang

Louise Otto-Peters

Adapted from
B. Weim
Luge...



"Dass ich dich nicht mehr
Jener sage,
Dass ich dich kein Feind des
jüngeren Menschen!
Ich will es nicht in, heimlichen
Sagen,
Wundern der Welt und nicht
Ich dich in Freude."

(Seite 165.)

Ich, die du 30. Okt. von
fünffzehn mit mir gesandt
ist! —



Mein Lebensgang.



Mein Lebensgang.



Gedichte

aus

fünf Jahrzehnten

von

Louise Otto.

||



Leipzig.

Verlag von Moritz Schäfer.

1893.

PT 2443

Ø 79 M4

V o r w o r t.



Gedichte aus 5 Jahrzehnten — Gedichte, auf meinem langen Lebensgang gesungen, kann ich der Mitwelt nicht ohne ein erläuterndes Vorwort übergeben, das sich auf ihr Erscheinen selbst wie auf ihren Inhalt bezieht.

Wie ich in diesem Buche gewissermaßen eine Schilderung dieses ganzen Lebensganges gebe, und damit zugleich Rechenschaft ablege über all mein Denken und Empfinden, so will ich auch die Gründe angeben, die mich zu dieser Sammlung bewogen.

Meine erste Gedichtsammlung erschien Ende 1847 unter dem Titel: „Lieder eines deutschen Mädchens“ (Leipzig, A. Wienbrack). Gedichtet hatte ich von Kindheit auf und die ganze Jugendzeit hindurch, wie denn auch vor Anfang der 1840er Jahre manche in die Zeit passende Gedichte von mir hier und da in einer Zeitschrift, einem Album u. s. w. gedruckt waren, z. B. 1843 im Musenalmanach von Fr. Steinmann, die bescheidenen „Schwalben“, wie das

halb kindliche „Kätzchen von Heilbronn“. Aber schon waren 5 meiner Romane im Buchhandel, ehe es zu der obengenannten Sammlung kam. Natürlich hatte ich sie ziemlich sorgfältig ausgewählt und war mit ihr eingetreten in die Kampfesreihen der politischen Dichter, die noch in den Zeiten der Censur unter dieser zu leiden hatten. Bei den Gesinnungsgenossen fanden sie begeisterte Aufnahme, in andern Kreisen erregten sie Kopfschütteln und im Jahre 1848 feierte man mich als Prophetin.

Diese Lieder waren fast vergriffen, aber die Zeitverhältnisse machten es unmöglich an eine neue Auflage zu denken.

Aber ohne zu dichten, konnte ich nicht leben, Zeitschriften und Antologien brachten manche Gedichte von mir, indes ich viele im Pulte ruhen ließ. 1867 aber gab ich eine neue Sammlung heraus: „Gedichte von Louise Otto, Leipzig. Röttsche.

Auch diese ist jetzt längst vergriffen. Da ich höre, wieviel man seit dem vergeblich nach ihnen fragt und besonders in Frauenkreisen darüber klagt, daß meine Gedichtsammlungen nicht mehr erhältlich, wie, daß ich ihnen keine neueren hinzufüge, so ward es mir zu einer lieben Pflicht und zugleich zu einem Herzensbedürfnis, jetzt, am Abend meines Lebens, eine neue Ausgabe zu veranstalten.

Aus den beiden erwähnten Sammlungen habe ich ungefähr je ein Drittel in diesem vorliegenden Buch aufgenommen, die Verse möglichst gefeilt, sonst nichts daran geändert. Diese bilden die Abteilungen I—III. (Aus den Jahren von 1849—1870) Unter I befinden sich einige Jugendgedichte, die bisher gar nicht oder doch nicht in den Sammlungen gedruckt waren, die ich aber mit aufnahm, weil es sich eben zugleich mit um eine Darstellung meines Lebensganges handelt und sie mit zu dessen Verständnis dienen. Denn es ist eben mein Zweck, ehe ich dazu komme, meine Biographie zu vollenden, in diesem Buche ihr einen poetischen Vorläufer zu geben. Darum habe ich die Gedichte nach den Jahrzehnten geordnet, in denen sie entstanden sind; ohne weiteren Kommentar erhalten dann die Leser ein treues Bild meines ganzen Lebens und Strebens.

Die Gedichte der Abteilungen IV und V aus den Jahren vor 1870—1895 waren bisher nur verstreut gedruckt. Von den vielen in dieser Zeit entstandenen habe ich auch nur die zu der Absicht des Buches passenden und bis jetzt am wenigsten bekannten mitgeteilt.

Aus allen Jahrzehnten wählte ich die dafür bezeichnendsten Gedichte. Aber weggelassen habe ich viele Zeitgedichte, z. B. von 1848 und 49 die für

die jetzige Generation unverständlich wären, wie diejenigen, welche besonders in den Jahren 1860—70 in politischen Zeitschriften gleichsam Leitartikel abgaben. Ferner die meisten auf die Frauenfrage bezüglichen. Man findet sie in den auf der Rückseite dieses Buches angezeigten Schriften desselben Verlags, wie auch in dem Buch-Trio: Der Genius des Hauses — der Menschheit — der Natur (A. Hartleben, Wien und Leipzig 1869—72, jeder Band einzeln ein geschlossenes Ganze für sich) und sind diese Werke ja alle noch in den Buchhandlungen zu haben.

Und so möge man diesen Ueberblick über mein Leben und Dichten im deutschen Volke freundlich aufnehmen.

Ich grüße darin meine Strebens- und Kampf-Genossen und Genossinnen aus alter wie aus neuer Zeit.

Alles Weitere mögen die folgenden Blätter sagen.

Louise Otto.

Inhalt.



	Seite
Vorwort	1
Abteilung I: aus den Jahren von 1840—1850.	
Berufung	3
Tiedge	5
Sonette I u. II	6
An Ludwig Börne	8
Sonnenaufgang	10
Erwachen	12
Einst und Jetzt	14
Die Schwalben	17
Die Jungfrau auf dem Kurley	18
Totenklage	21
Erinnerung an die Rudelsburg	24
Der Dom zu Naumburg	24
Im Erzgebirge	27
Allein	30
Das Mädchen von Heilbronn	33
Zur Zeitgeschichte	38
Meine Lieder	38
Neue Liebe	40
Schneeglöckchen	42
Die Rose	44
An Georg Herwegh	46
An Byron	50
Dem Vater Jahr	52

	Seite
Gruß zum Sangerfest	55
Elbeisgang	58
Klopplerinnen	61
An Alfred Meißner	65
Thüringer Wald	65
Johannisnacht im Münster	68
Volkers Lied	72
Römisch und Deutsch	74
Wartburg	78
Weserfahrt	90
Vom Dorfe	94
Wohlauf	97
Gott im Himmel sieh' darein!	101
Im Dom zu Breslau	105
Auf dem Kynast	106
Die Wachtel	109
Gefahde	111
Im Hirschberger Thal	115
Bergbau	117
Wär ich gestorben	120
Ich schmücke meinen Speer	125
Am längsten Tage	127
Epilog der Lieder eines deutschen Mädchens	131
Und ich bin nichts als ein gefesselt Weib!	136
Robert Blum	140
Talisman	141
Zum Schluß des Jahres 1849	142

Abteilung II: Aus den Jahren 1850—1860.

Aus der Gefangniszeit.

Zwei Fenster	146
Bruchsal	147
Zoblich	149
Waldheim	150
Ein Gefangener	152
Sonette	156
Dem Befreiten	159
Moosrose	162

Gefändnis	165
Der Sohn des Volkes	168
In Richard Wagner	170
Drachensfels	173
Nebel	177
Zwei Frauen aus der Reformationszeit	178
Konrad Celtes	183
Ein gekrönter Dichter	188
Victoria Regia	192

Abteilung III: Aus den Jahren 1860—1870.

An August Peters	196
Freihut	197
Eine Kaiserin	203
Keno Hasselstr	208
Mückensturm	213
Maria von Medicis in Köln	216
Heinrich von Meissen	219
Die Weibstirn von Kindau	222
Die erste Schwalbe	225
Blumengeister	228
Romantif	230
Was ist die Liebe denn?	232
Neue Waffe	234
Christbescherung	239
Jahreswechsel	241
Eine Oftererinnerung	244
Dem toten Gatten	246
Pfingstgruß	248
Natur und Kunst	250
Mission der Kunst	253
Einem Baubruder	256
Einem Künstler	258
Weihe zu den 1868 erschienenen Gedichten	260
für alle	262

Abteilung IV: Aus den Jahren 1870—1880.

Zur Kriegserklärung 1870	267
Den deutschen Frauen	269

Ich bin bereit	270
Germanias Standbild	273
Jung Eischen	276
Korn und Wein	281
Die Nachtigall von Werawag	286
Heimat	291
Remontanten und Centifolien	291

Abteilung V: Aus den Jahren 1880—1893.

Rückblick	297
Des Jahres erste Hälfte	301
Vorüber sind die feste	302
In Eis und Schnee	303
Im februar	305
Osterfeiertag	306
Himmelfahrt	307
Pfingstsonne	309
Seligkeit	311
Des Lebens Lied	315
Weiße der freundschaft	316
Mein Dankesgruß vom 26. März 1889	317
Ernte und Saat 1891	318
Nachklang 1893	321



Abteilung I.

Aus den Jahren 1840—1850.



Berufung.

Wie schön war meine Kinderzeit verfloßen,
Wie hab' ich da im trauten Vaterhaus
Der Elternliebe Segen ganz genossen.

Wie spielt ich froh mit Vögeln und mit Blüten
Im Garten und im Weinberg frei umher,
Und lernte gern sie pflegen und behüten.

Wie war es schön mit jenen auch zu singen,
Ganz leis, daß es kein fremdes Ohr gehört,
Und in das Reich der Dichtung mich zu schwingen!

Doch ach, es ging das süße Glück zu Ende:
Bald raubte beide Eltern mir der Tod —
Ob ihren Gräbern rang ich bang die Hände.

Demütig beugt ich mich in Gottes Willen —
Und fragte doch: warum er das gethan?
Mit Liedern suchte ich den Schmerz zu stillen.

In Liedern sucht ich selbst mich zu erheben
Und fragte mich und fragte die Natur:
Ward nicht von oben mir Gesang gegeben?!

Und was ich Anfangs nur als Spiel erleben:
Ist's nicht ein Ruf der mich von oben trifft,
füllt mit Begeisterung mein ganzes Wesen?

So nah ich mich des Dichtertempels Stufen.
Will einzig mich dem Dienst der Muse weihn,
Ihr bleib ich treu, denn ich vernahm ihr Rufen!

Tiedge.

Ein Dichtergreis mit weißen Silberhaaren,
Schon nahe an des Lebens letzter Grenze
Und ich, ein Kind das in des Lebens Lenze
Sich schüchtern mischt in seiner Freunde Schaaren.

Ein Priester war er mir im Reich des Wahren,
Als ob ein Heilgenschein sein Haupt umglänze,
„Urania“ es selbst mit Sternen kränze
Sich ihrem Sänger so zu offenbaren.

Ein Priester, der im sanften Handauflegen
Auf meine Locken mich der Muse weihte
Und so mir gab den ersten Dichtersegnen.

In seine Hand schwor ich's mit heiligem Eide:
Was mein auch harret auf künft'gen Lebenswegen;
Der Muse bleib ich treu im Glück und Leide.

Sonette.

1840.

O haltet mich mit Bitten nicht zurücke
Wenn ich im Sehnen nach der Freiheit Lichte
Zu hohen Zielen meine Blicke richte,
Von keinem Glück weiß als vom Völkerglücke.

Mir ward einmal die Weisung vom Gesichte
Daß ich im Schauen prophetischer Gesichte
Dem Dienst der Zukunft freudig mich verpflichte,
Von keinem Glück weiß als vom Völkerglücke.

Ihr Glücklichen! Ihr mögt in Eurem Frieden
Den Gatten weihn zum Kampf für's Vaterland
In Euren Kindern Streiter ihm erziehen.

Ich aber habe nichts ihm, nichts zu bieten
Als meiner Lieder kühnen Freiheitsbrand,
Das Einzige was mir mein Gott verliehen.

— — —

— 6 —

II.

Wie jener Maid im schönen Frankenlande
Die heilige Jungfrau einstens ist erschienen
Und sie vermocht ihr ewig treu zu dienen,
Ein zartes Weib im kriegerischen Gewande:

So trat zu mir befreit vom Erdenbände
Die Muse mit den götterseigen Mienen,
Hat mich vermocht ihr ewig treu zu dienen,
Gab mir den Weihfuß zum Bundespfande.

So will auch ich die heilige Fahne schwingen
Und der Begeisterung Orisflamme tragen,
Mit Liederschwertern unsre Feinde schlagen!

Die reine Magd kann jegliches vollbringen:
Der höchsten Kunst hab ich mich ganz ergeben,
Treu bis zum Tode durch das ganze Leben! —

An Ludwig Börne.

Es war oft Brauch in alten frommen Zeiten
Daß eine heilige Lampe ward entzündet
Auf ein geliebtes Grab ihr Licht zu breiten,
Ein Liebeslicht das nimmermehr entschwindet
Mit seiner Wehmut sanftem Silberscheine.
Fürwahr! ich möchte gern den Brauch erneuen
Und Liebeschimmer auf ein Grab verstreuen,
Die Lampe hing so gern ich auf das Deine! —

Als mir zuerst die Kunde war gekommen:
„Ach, unser Börne starb und Frankreichs Boden
Hat unsren treuesten Kämpfer aufgenommen?“ —
Da kannte ich noch nicht den großen Toten;
Sah nur der Lieder Leichenfackeln blinken,
Die hinter Deinem Sarge hergetragen,
Sah Deiner Jünger Thränen niedersinken —
Und ließ mir Deines Lebens Kämpfe sagen.

Nun lauscht ich selber der Prophetenstimme,
Die für die Freiheit alles Volk entflamnte,
Die, bald vernichtend, Deines Hasses Grimme
Bald Deiner Liebe für das Volk entstammte.

Da preßt die Seele Sehnsucht mir zusammen,
Ein lindernd Öl fühl da ich in mir stießen,
In eine goldne Lampe möcht ich's gießen
Von Deinem Grabe durch die Welt zu flammen.

Des Öles Balsam, den ich so empfangen,
Es ist das Lied mit seinem hellen Dachte,
Dem Freiheitsstreben und dem Kraftverlangen,
Das ich nur Dir, nur Dir verdanken mochte!
Ich bin ein Weib — doch wirfst Du nicht verachten
Mein Streben, nicht mein Lieben und mein Singen!
Ich bin ein Kind — kann keine Schwerter schwingen,
Den Brand nicht werfen, wo die Völker nachten.

Doch ist's ein weiblich, kindliches Geschäft
Der Treue Lampe sorgsam fortzupflegen.
Das heißt nur Wachsamkeit nicht Männerkräfte
Und giebt im Dunkeln doch des Lichtes Segen,
Und wär es nur ein bleicher Silberschimmer:
's ist besser doch als ganz im Finstern weilen.
Das Öl der Liebe brennt — doch kann's auch heilen:
Glut, Licht und Heilung braucht die Mensch-
heit immer.

Sonnenaufgang.

Ein Morgen kam — ich starrte himmelan
Und sah die Sonne auf der Rosenbahn.
Ein Regenbogen schien sich aufzubauen
Gleich einer Brücke in das Himmelreich,
Gleich einem Dom ob niedren Erdenauen,
Doch Dom und Brücke ward dem Herzen gleich.
In Jenen trat's mit Beten und mit Singen
Im Gottesdienst zur Sonne sich zu schwingen,
Auf diesen schritt es siebenfach umwoben
Zur Sonne selbst, sich frei ihr zu geloben.
So war der ganze Himmel vor mir offen!
Und in mich selbst schaut ich erstaunt, betroffen.
Da war mein Herz zu einem Garten worden.
Zwei Friedenspalmen standen an den Pforten —
Und drinnen, welch ein Drängen, welch ein Treiben!
Viel tausend Blüten lieblicher Gefühle
Erwachen ans des Morgentaues Kühle,
Kein Knöspchen will in seiner Hülle bleiben.
Es ist ein Sprossen, Streben auf zum Licht:
Und jede Hoffnung ist ein Lobgedicht
Und jeder Wunsch ein glühend Minnelied! —

Inmitten diesem seligen Gebiet
Ist mir der Liebe Sonne aufgegangen.
So bringt das Herz sich ihr voll Weihe dar.
Nach keinem Himmel mag es mehr verlangen
Als den, der jetzt ihm plötzlich offenbar,
Denn schön und rein wie heller Sonnenglanz
Erfüllt der Liebe Seligkeit es ganz.

Erwachen.

Der Frühling ist gekommen
Nach langer Winterszeit,
Das Eis ist fortgeschwommen,
Kein Weg ist mehr verschneit.

Die Lerchen singend schweben
Ob frisch ergrünter Flur,
Ringsum ein blühend Leben
Und neuen Schaffens Spur.

Ich weiß nicht was geschehen
In meiner eignen Brust?
Nie kount ich so verstehen
Des Werdens ganze Lust.

Ein jubelndes Entzücken
Mich immer mehr erfüllt:
Was Glück ist — was Beglücken
Das wird mir jetzt enthüllt.

Die Liebe ist gekommen
Mit aller ihrer Macht!
Ihr Weckruf ward vernommen
Wie ich es nie gedacht.

Und aller Vöglein Lieder
Sie tönen in mir auch
Und Alles kringet wieder
Wie Offenbarungshauch.

Einst und Jetzt.

(Der ersten deutschen Eisenbahn 1839, Leipzig-Dresden gewidmet.)

Auf grünen Wiesen sah ich Lämmer weiden —
Ihr Glöckleinklang als einziges Getön
War zu vernehmen im Vorüberschreiten —
Sonst Alles still — so friedlich und so schön.

Bei einer Linde weilte traut beisammen
Ein jugendfrohes, hochbeglücktes Paar.
Er ließ sein Auge in das ihre flammen,
Sie bot ihm schüchtern ihre Wange dar.

Dicht gegenüber wo aus grünen Bäumen
Gar traulich winkt ein strohgedecktes Dach,
Da mochten sie den eignen Heerd sich träumen,
Wo sich ihr Wunsch der Zukunft Glück versprach.

Des Dorfes Kinder spielten muntre Spiele
Als Pferde spannten sie dem Pflug sich vor,
Ein Knabe lenkte zum bestimmten Ziele
Mit Peitschenknall den muntern Brüderchor. —

Das war vor Zeiten — als ich wiederkommen
Zu diesem stillen, waldumkränzten Thal —
Hei! wie da aller Friede ist genommen,
Hei! wie das Alles anders auf einmal!

Die neue Macht, die sich die Welt erküret
Sie hat auch hier jed alten Brauch verdrängt:
Seht wie ein Pfad jetzt durch die Berge führet
Ein Wagen an dem andern rollend hängt.

Statt Herdenglöcklein läutende Signale —
Es rauscht und zischt und saust mit Ungestim
Und rüttelt alle Träumer auf im Thale
Das mächtige feuerspeiende Ungetüm. —

Wird lang das Paar noch bei der Kinde bleiben?
Die Maid steht bleich vor naher Trennungsqual —
„Mich will's hinaus ins rasche Leben treiben!“
Ruft er, „leb wohl! schon pffs zum drittenmal!“

Sie schaut ihm nach mit sehnsuchtsvollen Blicken,
Wohl ahnt sie draußen die bewegte Welt! —
Wird nicht ihr Glanz des Liebsten Herz umstricken?
Ist dies kein Riß an dem ihr Glück zerschellt?“

Wo sind die Knaben, die sich hier erfreuten?
Das alte Pflugspiel ist zu schlecht und klein
Ein bessres Loos denkt Jeder zu erbeuten
Als das nur ein gepeitschtes Pferd zu sein. —

Dahin, dahin der einsam stille Frieden,
Dahin, dahin ein jed idyllisch Glück!
Denn alle Ruh ist aus der Welt geschieden —
O Dampf, fürwahr, das ist Dein Meisterstück!

Ja, Frieden stirb! — Du stiller Kirchhoffrieden,
Du hast fürwahr zu lange schon gewährt,
Ein ander Glück giebt's noch für uns hinieden,
Ein andrer Glanz hat unsre Zeit verflärt!

Seht dort den Greis in dünnen Silberhaaren,
Indeß die Wagen fliegen hört sein Flehn:
„Nun, Herr, laß Deinen Knecht in Frieden fahren!
Nun er die Wunder dieses Tags gesehn!“

Er ahnt es wohl, doch wußt er's nicht zu sagen
Als ihn Bewunderung auf's Knie gesenkt:
Es weht ein neuer Geist um diese Wagen,
Aus diesem Dampf der Eisenrosse lenkt.

Rings lärmt er auf zum rüstigen Bewegen
Und dieses Läuten ruft: Habt acht! habt acht!
Mit jeder Schiene, die sie weiter legen
Wird neues Leben in die Welt gebracht.

Und eh sie noch die Gotteskraft verstehen
Sind sich die Völker jubelnd nah gebracht
Und lassen ihre Freiheitsbanner wehen,
Und durch die Lüfte saust's: Er wacht! erwacht!

Die Schwalben.

Einstmals die Schwalben kamen
Mit fröhlichem Gesang,
Jetzt ziehen fort sie wieder
Und schweigen alle bang.

Das ist ein gutes Zeichen:
Sie brachten Lieder her,
Die bleiben uns zurücke,
Drum singen sie nicht mehr.

Wir aber können singen
Nun auch bei Eis und Schnee —
Die Schwalben stille ziehen
Habt Dank! — Ude! Ude!

Die Jungfrau auf dem Lurlei.

Hoch obenauf dem Lurlei da sitzt die schönste Maid
Und zählt an Bernsteinperlen schon seit gar langer Zeit.

Sie steigt je zuweilen zum höchsten Felsenrand
Und singt zum Rheine nieder ihr Lied vom grünen
Strand.

Dann windet sie sich Blumen um's nasse Lockenhaupt
Und windet Herzen drunter, die sie den Schiffern raubt.

Die werden ganz bethört und blicken nach ihr hin —
Doch sitzt sie ewig ruhig mit ewig stillem Sinn.

Die gelben Bernsteinperlen, die haben Heil und Kraft,
Die sind aus goldnen Thränen von süßer Leidenschaft.

Und wer dann eine findet, der wird davon gesund —
Heil hätt ich eine funden, ich würf sie in den Grund.

Wer möchte heil wohl werden von süßer Zauberei?
Vom Liebeszauber sagen: „Nun ist der Wahn vorbei!“

O wer es sagen möchte, die Lurlei nie vernahm
Und nie aus seinem Herzen ein Liebesleufzer kam.

Totenklage.

I.

Auf den Grabstein meines Bräutigams.

In meinem Herzen steht dein Bild,
Dein Name klingt durch meine Lieder
Trotz Tod und Trennung nah ich mild
Zu deinem Grab mich liebend wieder:
Denn zweier Seelen reine Harmonie
Trennt selbst des Todes schriller Miston nie.

II.

Gebet am Grabe.

Du gabst ihn mir — du hast ihn mir genommen,
Du ew'ger Gott, der unser Schicksal lenkt,
Mit ihm ward mir das höchste Glück geschenkt
Und nun ist mir das tiefste Leid gekommen.

Ich frage wohl: wie soll ich noch ertragen
Das Leben, das nun öde vor mir liegt
Seit ihn des Todes dunkle Macht besiegte
Und all umsonst mein Sehnen und mein Klagen?

Und doch — ob alle Hoffnungen versanken
Erinn'ung bleibt mir an die Seligkeit,
Die nur der Liebe süße Macht verleiht —
Und dafür muß ich selbst in Thränen danken.

Erinnerung an die Rudelsburg.

I.

Wir weilten in alten Ruinen
Ein junges glückliches Paar,
Mit liebeseligen Mienen,
Das treu verbunden war.

Wir sprachen mit Kuß und Scherzen,
Mit Wonneblick und Thrän
Von unsern seligen Herzen,
Die fester als Burgen stehn! —

Will ich nun wiedersehen
Die Stätte meines Glücks,
So muß ich einsam gehen,
Gesenkten, trüben Blick's.

Der damals mich umfangen
Sank wie dies Bergschloß ein!
Von beiden die vergangen
Spricht nur noch das Gestein!

II.

„Hörst du die Saale drunten flüstern?
O mein Geliebter — da hinab!
Köunt Trennung uns das Leben düstern,
Dort ist für uns ein einig Grab!“

So rief ich aus voll Liebesbeben,
In meines Herzens Ahnungsgrauen,
Du aber sprachst von Glück und Leben
Mit heiterlächelndem Vertrauen:

„Nicht Trennung kann das Leben haben,
Mein Liebchen, ja für dich und mich,
Nur Liederflut mag uns begraben
Und Deine Locken decken mich!“

Nun bist du, Liebster, doch begraben,
Auf kalter Brust die Locke mein —
Kann mich die Liederflut, noch laben,
Die jetzt umwogt nur mich allein?

Ach, wie wir damals uns umschlungen
Hättst „Schwärmrin“! du mich nicht genannt
So wären wir hinabgesprungen
Und hätten Trennung nie gekannt.

So wär ich nicht allein geblieben
In dieser kalten, öden Welt,
Die, weil ich nicht kann wieder lieben,
Mein Herz für kalt und fühllos hält.

Doch muß ich noch im Leben ringen:
Wohlan — der Liebe Glück ist hin, —
Noch aber kann ich mutig singen:
Noch lebt mein freier, stolzer Sinn!

Noch kann ich kämpfen mit Ruinen,
Die so wie diese ringsum stehn,
Noch kann der neuen Zeit ich dienen,
Und froh das Alte weichen sehn.

Noch kann ich wie die Saale drunten
Dem Vorwärtswogen froh mich weihn —
Doch hab ich einsam stille Stunden
Träum ich von Liebe — ewig Dein! —

Im Dom zu Raumburg.

„Den obdachlosen Ritter, den armen mag ich nicht,
Ich mag nicht Minnedienste, mich bindet höhere Pflicht
Ihr, ohne Ruhm und Schätze wagt doch um mich
zu freien?

Nehmt das zurück, sonst möcht ich Euch noch des
Irrsinns zeihen!“

So sprach mit Hohn, das Fräulein zum armen
Rittersmann,

Daß nur mit Müh er Fassung bei solchem Wort gewann,
Er neigt sich vor der Kalten, die er so heiß
verehrt

Und die mit schändem Abschied sich also von ihm
fehrt.

Auf ihres Schlosses Zinne das stolze Fräulein
stand,

Hielt einen Specht gefangen in ihrer kleinen Hand.
„Du, Vöglein, sollst es mir sagen, Dir will ich's
anvertrauen,

Wo ich von meinen Schätzen den Tempel des Herrn
soll bauen?“

Der Specht begann zu freisen bis daß zur Stell' er kam,
Wo zwischen hohen Linden er seinen Platz sich nahm.—
Drauf sah man dort die Bauleut geschäftig von
früh bis nächten,
Damit sie bald das Bauwerk, des herrlichen Doms
vollbrächten.

Hei, wie die Gruftgewölbe erstanden meisterlich,
Wie kühne Strebepfeiler zur Höhe schwingten sich,
Wie schön die Marmorplatten und dreingehaune
Bilder,
Wie prangten die Bogenfenster und buntgemalte
Schilder! —

Doch war des Fräuleins Reichthum gar schnell
zu Ende nun,
Und die geschäft'gen Hände, sie mußten alle ruhn.
Wie war der Stolzen Schönheit durch dreißig
Jahr geschwunden —
„Ich kann den Dom nicht vollenden!“ seufzt sie in
bangen Stunden.

Da trat ein fremder Pilger urplötzlich vor sie hin,
Er kam vom heiligen Grabe und kam mit gläubigem
Sinn.
Das war der erst verhöhnnte der armgescholt'ne Freier,
Der sprach: „Reich komm ich wieder zu Eurer
Tempelfeier.“

„In dem gelobten Lande fand Ruhm und Schätze
ich viel,
So will denn ich vollenden, was Euer stolzes Ziel,
So wachsen diese Hallen uns zum Veröhnungszeichen!“
Beschwörung auf dem Antlitz that sie die Hand ihm
reichen. —

Das ist die alte Märe, die man vom Dome sagt
Wo Trotz und Stolz gewaltet und Liebe nicht verzagt.
Ob wohl auch jetzt da drinnen manch frevler Stolz
noch waltet
Und Liebe ihre Schwingen noch also treu entfaltet?

Es stehn in Stein gehanen Fräulein und
Ritter da,
Es sitzt der Specht noch immer, wo man ihn sitzen sah.
Er weilt noch stumm in dem Tempel von Menschen-
händen erbaut —
Doch draußen schmettern im Freien viel lebende
Vögel laut.

Im Erzgebirge.

Die Nacht ist kalt. Ein eisiger Morgenwind
Klirrt um die dichtgefrorenen Fensterscheiben,
Als wollt mit starrem Hauchen er geschwind
Die Blumen dran noch immer höher treiben,
Nur daß es Blumen sind aus Eis und Frost,
Um die verbuhlte Lieder heult der Ost.

Gespensig lacht das Feuer im Kamin.
Als hab im Zorn es eine Sprache funden,
Die Sterne, die am hohen Himmel ziehn,
Sie schimmern hell zu Tausenden verbunden,
Sie glitzern golden leuchtend wie Krytall —
In Eis und Schnee bespiegeln sie sich all. —

Ich sitze einsam bei der Kerze Licht;
Die Menschen rings sind schlafen schon gegangen,
Ich wach allein, ich mag die Ruhe nicht,
Es flieht der Schlaf, wenn Sorgen uns umfängen,
Wenn sich ein Herz zum heißen Kampfe stählt,
Für Menschenrecht und Freiheit still sich quält.

Doch sieh, doch sieh, — ein Lämpchen traurig scheint
Gegenüber in dem Fensterlein der Hütte,
Dort sitzt die Klöpplerin noch wach und weint
Und klöppelt mühsam nach der Mütter Sitte.
Und klöppelt eifrig ohne Ruh' und Raht,
Daß ihre Wange immer mehr verblaßt.

Sie klöppelt nicht für Mutter oder Kind,
Sie klöppelt nur, daß sie nicht selbst erfriere,
Daß sie sich ehrlich trocknes Brot gewinnt,
Ihr einziges Gut, die Unschuld, nicht verliere,
Der längst der reiche Kästling nachgestellt —
Sie klöppelt, daß sie nicht vor Hunger — fällt.

Und horch und horch! an dieser Nebenwand,
Da klappert noch des Webers schnelle Spule,
Sie rastet nicht und mit geschickter Hand
Arbeitet er noch nachts am Webestuhle.
Das bleiche Weib, der Kinder blasse Schar,
Er sieht auf sie — und ist des Trostes bar;

Drum ist er wach, noch um die Mitternacht!
Wie diese Mitternacht ist all sein Leben!
Er hat es ruh- und freudenlos verbracht,
Er hörte Tag und Nacht nicht auf zu weben,
Und kaum, daß er erhielt den siechen Leib,
Des Elends Bildnis ist so Kind als Weib.

Es hat nicht not, daß Ihr mich also mahnt,
Du arme Schwester an den Klöppelkissen,
Du armer Bruder, der es schrecklich ahnt,
Daß Euch das Recht zu leben fast entrißten!
Dies heilige Recht, das selbst von Gott uns kam
Und das der Menich den Menschen dennoch nahm!

Es hat nicht not! es ist um Euch allein,
Daß ich wie heute wach zur Nacht geseßen,
Es ist um Euch, weil Eure Not und Pein,
Der Armut Gram ich nimmer kann vergessen. —
Die eignen Sorgen trag ich still und leicht, —
Es ist um Euch, daß meine Wange bleicht!

Ich ringe Tage, ringe Nächte lang,
Und doch wie ihr arbeit auch ich vergebens,
Mich treibt der Menschenliebe heilger Drang.
Wie Ihr ernt ich nicht Früchte meines Strebens,
Doch sonder Högern ruf ich's in die Welt:
Zerstört den Bann, der uns umfängen hält!

Den finstern Bannesfluch von Arm und Reich,
Der in zwei Hälften alles Volk geschieden!
Die ewge Liebe schuf uns alle gleich,
Verhieß uns allen: Segen, Freiheit, Frieden:
Ich ringe fort bis sich der Spruch erfüllt:
Daß Fried und Freiheit für uns alle quillt.

Allein.

Allein, allein! — die Liebe ist begraben,
Ich selbst bin nur die bleiche Trauerweide,
In deren Zweige sich verwandelt haben
Mein Liebesjubiläum, meine Liebesfreude!
Und was mich sonst an andre Herzen band
Mich hieß als Ephen einen Stamm
Das hab ich all als nicht'gen Traum erkannt:
Der Ephen muß allein im Freien schwanken.

Allein, allein! doch Du bist mir geblieben,
Die mit dem Kind zu Spiel und Fest gegangen,
Die für der Jungfrau frühlingfelig Lieben
Die Töne fand, die nur von Liebe klangen!
Du, die mir ihren Zauberstab verlieh
Die Nacht zu hellen, wo sie mich umdunkelt —
Du bist mir treu, bist mein, o Poesie!
Sei auch der Stern, der diese Nacht mir funfelt!

Ja, sei ein Stern an meinem Abendhimmel
Sei du mir selbst ein milder Hesperus,
Doch in des Lebens, in der Zeit Gewimmel
Strahl Andern mit des Morgensternes Gruß!

Ob abendlich mein Aug' in Thränen taut
Ob in mir Nacht — was brauchts die Welt zu wissen?
Die Welt, für die ein neuer Morgen grant,
Der sie aus Traum und Schlummer aufgerissen?

Und diesem Morgen jauchz auch ich entgegen,
Wo wir der Freiheit Sonnenaufgang feiern,
Den heißen Erntetag, wo reichen Segen
Von langer Saat wir sammeln in die Scheuern.
Das Los, das einer jungen Blüte fiel —
Wer wird nach dem bei solcher Ernte fragen?
Ob sie verwelkt, geknickt an ihrem Stiel —
Nehmt sie zum Festkranz auf den Erntewagen!

Nein, nicht allein! — will mich auch niemand lieben,
Will niemand meines Herzens Qual verstehen,
Muß jedes Band zerreißen und zerstieben,
Weithin zerflatternd in die Lüfte wehen.
So nehm' ich dieses Herz, das ungezähmte
Und leg es meinem Vaterland zu Füßen —
Das sich um eines Menschen Schicksal gräme
Dies Herz soll nur dem Ganzen sich erschließen,

Und an die Armen sei's dahin gegeben,
Die obdachlos vor prächtgen Häusern stehen,
Und hungerbleich die leere Hand erheben,

Auf die verächtlich stolz die Reichen sehen;
Die kleine Münze, die ich euch kann geben
Ihr Armen lindert wenig Euren Schmerz —
Doch hör' ich Euer Rufen, Euer flehen,
So fleh ich Euch: nehmt Ihr, nehmt Ihr
mein Herz!

O könnte ich aus allen Euren Jammern
Aus allen Freveln, die an Euch geschehen
Aus aller Not in Euren öden Kammern
Vor denen Laster als Versucher stehen:
Könnt ich ein Lied aus diesem allen weben
Und könnt es laut auf allen Gassen singen,
Da solt'n wohl viel starre Herzen beben,
Viel Augen übergehn, viel Ohren klingen.

Nein, nicht allein! ich will nicht fürder träumen
Von eitlen Herzen, das nach gleichem strebte!
Will „Herz und Schmerz“ nicht — „Not und Brot“
nur reimen

Und will es büßen, daß ich selbst mir lebte.
Mir giebt des Himmels Gnade doch die Lieder
Wenn er mir auch verweigert Gut und Gold.
Was er mir giebt — den Armen sei es wieder
Mit treuem Sinn als Liebespfand gezollt.

Das Kätzchen von Heilbronn.

Ihr kennt wohl die alte Märe
Und kennt wohl das schöne Gedicht
Und wißt was vom Kätzchen von Heilbronn,
Man immer noch kundet und spricht?

Wie einst sie gelaufen dem Ritter,
Dem Wetter von Strahl lange nach,
Bis Lieb seinen Stolz überwunden,
Er plötzlich zu Füßen ihr lag!

Und habt Ihr das Mädchen gescholten,
Das der inneren Stimme vertraut
Habt ihr sie doch gern als Prinzessin
Am Ziel ihrer Sehnsucht geschaut.

Ich mache die Mär mir zu Nütze
Erneu sie in jetziger Zeit;
Auch ich folge treu einem Ritter
Aus meiner Verborgenheit.

Er sitzt gar stattlich zu Rosse,
Hoch flattert der Helmbusch ihm nach,
Es blitzet die mächtige Klinge,
Der mancher Gewaltge erlag.

Nich treibt eine innere Ahnung,
Durchzittert ein stürmischer Drang
Ihm immer und ewig zu folgen —
Doch oftmals wie wird mir so bang!

Wenn alle die Knappen und Ritter
Ich sehe zur Seite ihm ziehn,
Geschmücket auf mutigen Rossen,
Im Glanze die Waffen erglühn: —

Und seh nun mich Arme daneben
Von Rittern wohl nimmer bemerkt,
Von Knappen gehöhnt und gescholten —
Dann hab ich umsonst mich gestärkt! —

Der Ruhm ist der herrliche Ritter,
Der Ruhm ist Graf Wetter von Strahl!
Dem werd ich zu folgen getrieben
Aus Ahnung und Drang — nicht aus Wahl!

Doch bleib ich die niedrige Käthe,
So klar nur erkennt das mein Sinn.
Wenn ich nicht die Tochter des Kaisers,
Des Schöpfers des Genius bin!

Bur Zeitgeschichte

1842.

Nicht sing ich jetzt von inn'rem Leid und Glücke,
Das einzig meiner Seele nur gehört —
Ich weise meines Schicksals Weh zurücke,
Dem Gramversinken bin ich aufgestört.
Der Gegenwart gilt's ganz und gar zu leben,
All ihren Stürmen will ich hin mich geben,
Auf ihrem Meere gilt es mit zu schiffen,
Und seine Brandung hat auch mich ergriffen.

Noch ist's nicht lang — da klopfen in die Hände
Wir jubelvoll zum Zollverein-Beschluß,
Der mancher engen Schranke setzt ein Ende
Durch das der Völker Trennung fallen muß.
Nicht lange ist's daß uns die Eisenbahnen
Zum schnellen Anschluß an die Nachbarn mahnen,
Die Deutschen nun zu Kindern eines Landes
Geeint im Segen eines Liebesbandes.

Und drauf am Rhein, in dem ein Hort begraben
Von deutscher Freiheit liegt noch ungehoben,
Da klang ein Lied: „Sie sollen ihn nicht haben!“

Als Frankreich drohte, klang mit Trozes Toben;
Und eh' verhallt das Lied — ein neu Getön
Vom Rheine her wie Glocken hell und schön:
Vollendet wird der Dom — es muß gelingen
Mit Gott wird deutscher Geist das Werk vollbringen!

Der Dom in Köln zur Ehr dem Christengotte —
Doch dient dem Gott der Freiheit nicht die Welt?
Noch ein Lied braußt — es gilt der deutschen Flotte,
Dem deutschen Banner, das ihr zugesellt.
So rief Begeisterung mit kühnen Sehnen
Durchs Vaterland mit immer neuen Plänen,
Da plötzlich drang ein Schreckensruf in's Land:
„Schweigt!“ donnerts laut — „denn Hamburg
steht in Brand!“

Wie einst im Feuerbusch der Herr erschienen
Dem heiligen Manne im gelobten Land,
Erschien er jetzt und weckt uns ihm zu dienen
Durch Feuersgluten jählings uns gesandt!
Aus seinen Trümmern steige Hamburg wieder
Schön wie ein Dom und stark wie mächtige Türme,
Zu seinem Aufbau rufen deutsche Brüder:
Das ganze Deutschland steht dem Bau zum Schirme.

Nun lenkt nach Hamburg jedes Herz das Steuer
Und unsre Liebe macht das Fahrzeug flott.

Zur alten Hanſa ziehn wir, ihr getreuer
Verbündeter, das iſt ein Wink von Gott!
Ein Wink das Deutſchland jezt ein Volk ge-
worden!
So ſchaun wir lächelnd durch der Zukunft Pforten:
Da ſteht das Vaterland in neuem Glanz
Ein alter Baum doch ſtark und frei und ganz.

Meine Lieder.

Als Kind schon nahm die Leier ich zu Händen —
Denn früh verlernte ich der Kindheit Spiele ;
Ich träumte nur in stillen Dichterlanden
Entrückt der Schwestern lärmendem Gewühle.
Ob auch mein Lied verstimmt und schrill geklungen
Gleich einer Glocke, die entzwei gesprungen,
Dampfdröhnend nur und unharmonisch läutet:
Ich wußt es doch was Dichterlust bedeutet!

Ich sang von Schmetterlingen und von Sternen,
Sang meinen Teuern, die im Jenseit wallen,
Ich sang von Gott und heiligen Himmelsfernen,
Bald auch von Rosen und von Nachtigallen,
Von Nachtigallen, denn im Liebeshaine
fühlt ich der Liebe Wonne als die meine —
fühlt ich ein neues Wesen mich geworden —
Da — ha! ein Schlag — ich stand an Grabespforten.

Sie gähnten weit und schlossen dann sich wieder —
Ich blieb zurück auf thränenfeuchter Erde,
Um mich verdorrte Kränze, Klagelieder,
In mir ein Feuer, das am Herzen zehrte! —

Was sing ich nun? — soll ich in eiteln Klagen,
Der kalten Welt von heißen Schmerzen sagen?
Soll ich um Mitleid singend betteln gehen?
Soll feig den Tod ich um Erlösung stehen? —

O Eines, Eines hab ich mir gerettet,
Es ist der Stolz, der mit dem Schicksal ringet,
Der sich wohl auch auf einem Grabe bettet,
Und doch im Leide festen Mut erzwinget.
O der weiß nichts von starren Ohnmachtskrämpfen
Er wagts noch um das höchste Gut zu kämpfen
Auf denn zum Lied! als Schwert solls Euch begegnen
Es ist gefeit zum Rächen und zum Segnen.

Das Lied der Freiheit ist mir noch geblieben —
Ich will es kühn vor ihren Feinden singen;
Es soll mit Jubeln und mit heiligen Lieben
Zu ihnen und des Volkes Freunden dringen.
Sie können höhnen mich und schweigen heißen,
Die Lieb zur Freiheit nimmer mir entreißen.
In solchem Kampfe fühl ich mich gefunden:
Der Streit der Freiheit heilt der Liebe Wunden.

Neue Liebe.

Wenn mit neuen Blutgefühlen und mit sehndem
Verlangen,
Einem Herzen ist die Liebe gleich der Sonne auf-
gegangen,
Da erwachen neue Lieder so die neue Schöpfung
preisen,
Aus den langverstummtten Innern klingen in
wunderreichen Weisen.

Aber eine Liebe weiß ich, eine, die uns mehr er-
schüttert
Und ihr Aufgang gleicht der Sonne, wenn die
Wetterwolke wittert,
Wenn die fluren tauig glänzen und die Vögel
wonnig schmettern
Und in rabenschwarzen Wolken Blitze machtlos
niederklettern.

Freiheit! Freiheit ist die Sonne und der Freiheit
gilt dies Lieben,
Wollet nimmer Euch verwundern, daß, die frühe
stumm verblieben,
Von den deutschen Sängern allen, jetzt auch Schlachten-
lieder singen —
Freiheit, des Jahrhunderts Göttin heißt solch
waffenhelles Klingen.

Drohet nur ihr dunklen Wolken, so die Sonne
noch umzogen
Eure Blitze fallen wie Pfeile von den schlaffge-
wordnen Bogen,
fallen machtlos, zündlos nieder, schrecken nur der
feigen Wege,
Doch wir Andern sprechen tröstend: seht! es sind
nur kalte Schläge.

Laut besingen die Geliebte heischt des Liebenden
Begehren
Ihre Huld in Liedern preisen und vor aller Welt
sie ehren.
Kämpfen auch sie zu besitzen, sterben, für die Liebste
sterben —
Dazu sind wir all begeistert, die um's Liebchen
„Freiheit“ werben.

Schneeglöckchen.

Schneeglöckchen läutet den Frühling ein,
Geweckt vom kosenden Sonnenstrahl,
Im Schneegewande, so schlicht und klein,
Auf zartem Kelche der Hoffnung Mal:
Das fröhliche Grün, das alte Zeichen,
Dem Frühlingskommen und Winterweichen.

Rings starres Schweigen — das Glöckchen klingt
Auf zartem Stengel beim leisesten Hauch,
Es scheint zu beten und flüstert und singt
Das Wort der Weihe nach altem Brauch:
„Der Lenz ist gekommen, er hat uns gesendet,
Des Winters Herrschaft sie ist beendet!“

Du kleines Blümchen — falscher Prophet!
So höhnt dich lächelnd die kluge Welt —
Ein eisiger Nord durch die Fluren weht,
Dichtflockig der Schnee vom Himmel fällt.
Schneeglöckchen beugt sich mit Todesgebärden,
Flüstert noch sterbend: „Lenz muß es werden!“

Lenz muß es werden — werden gar bald :
Da naht er siegend mit lauter Grün,
Vernichtet ringsum des Winters Gewalt,
Läßt tausend prächtige Blumen blühen —
Schneeglöckchen brachte zuerst die Kunde
Jetzt aber fehlt es im blühenden Bunde.

Dem weil es so nah an der Brust der Natur,
Gefühlt die Schmerzen der ganzen Zeit,
Drang es hinaus auf die kalte Flur,
Zu künden jubelnd „Der Lenz befreit!“
So nahte es liebend um froh zu sterben — —
Schneeglöckchen — darf ich dein Schicksal erben?

Die Rose.

Und wieder sind aus grüner Blätterfülle
Viel Blumen zauberhaft hervorgeeilt,
Sie drängen sich heraus in Pracht und Fülle
Als hätten sie zu lang versteckt gewelt,
Und schauen auf, so wie vom Meeresgrund,
Dem grünen, holde Feen sich erheben
Und lockend grüßen, grüßt der Blumenmund
Und läßt statt Senfzer süße Düste schweben.

Doch wie sie auch um Schönheitspreise ringen,
Die Rose nur scheint mir des Liedes wert
Wie wir es jetzt in Kriegerweisen singen:
Sie trägt den Dorn als drohend rotes Schwert,
Ein Tropfen Tau in ihrem Angesicht
Das feurig strahlt im hohen Purpurglanze
Blickt sie wie träumend nach dem Himmelslicht,
Wohl ohne Schild, doch nimmer ohne Lanze.

Nicht mit der Liebe mag ich sie vergleichen,
Wie ihr vordem im Minnelied gethan.
Sie sei für mich der Dichtung heilig Zeichen
Wie ich ihr folgt auf meiner Lebensbahn.

Die Rose heißt der Blumen Königin,
Ihr will man stets den ersten Preis gewähren,
Im kindschen Spiel liegt oft ein hoher Sinn,
Der Dichter sagt's, ich will's Euch jetzt erklären.

Ich hab verlernt ein Minnelied zu singen,
Den alten Reim von Herz und Schmerz verlernt.
Ich kann der Muse nie ein Opfer bringen,
Das von dem Hochaltare mich entfernt
Auf dem der Freiheit heilig Feuer stammt,
In dessen Dienst ich mutig mich begeben,
Es ist ein kriegerisches Priesteramt
Und Kampfeslieder nur kann ich erheben.

Und diese Lieder wolltet Ihr verwehren,
Verrat sie nennen an der Poesie?
Ihr nennt die Kunst die himmlische entehren
Wenn unser Ringen Waffen ihr verlieh?
Ein Lied das kämpfen will im Dienst der Zeit,
Der holden Rose ist es zu vergleichen:
Begeistert blüht es auf in Herrlichkeit
Und trägt gleich ihr den Dorn als Kampfeszeichen.

An Georg Herwegh.

1843.

„Aber wollen mich die Männer
Nicht verstehen, die schwerverirrten,
O so höret Ihr mich Frauen
Traget Ihr ein Schwert in Myrten,
Denn mich dünket: Frau und frei
Nicht so fremd einander klingen
Diese Worte, diese zwei.“

G. Herwegh.

Und den Ruf hab ich vernommen aus dem kühnen
Dichtermunde
Und ich nahm das Wort zu Herzen, nahm es für
Prophetenkunde,
Fröhlich will das Schwert ich tragen, fröhlich für
mein Volk es schwingen,
Jubelnd deutsche Schlachtenlieder, unserm Feind
entgegen singen.
Nicht die Kraft ein Schwert von Eisen in der
schwachen Hand zu zücken,
Nicht der Mut aus tiefen Wunden blutige Blumen
uns zu pflücken.
Nicht die Kunst den Blitz zu lenken aus dem
mörd'rischen Geschloß —
Solches ward uns nicht gegeben, solches nicht der
Frauen Los.

Aber wenn Ihr zieht zum Streite für des Vater-
landes Rechte,
Sticken wir die Freiheitsfahne, die Euch leitet im
Gefechte,
Schlingen wir um Eure Schultern, schöngewebte
Kriegerbinden
Sind es wir die Eure Wunden pflegen, Eure Lor-
beern winden.

Doch so lang Ihr Euch nicht rühet, eine frei-
heitschlacht zu schlagen,
für die höchsten Menschenrechte eine kühnen Strauß
zu wagen,
Doch so lang noch Eure Waffen in der engen
Scheide bleiben,
Werden wir es denn vermögen Euch hinaus ins
feld zu treiben?

Alle Mädchen müssen schwören keinen, keine
Mann zu minnen
Der nicht für die Freiheit stritte seinem Volk sie zu
gewinnen.
Wie Frau Gertrud einst gesprochen, müßten alle
Frauen sprechen,
Als sie Stauffacher den Gatten, hieß der Schweizer
Knechtschaft brechen.

Also, also müßt es werden, könnt ich meiner
Schwestern Herzen
So begeistern wie ich selber, fühle meines Volkes
Schmerzen.
Könnte ich die kalten Herzen, die nur kleine Qual
und Freuden
füllen und in Schlummer singen, könnt ich sie zum
Großen leiten.

Was vermag ein deutsches Mädchen, still und
arm in enger Zelle,
Aber frei gleich wie vom Berge niederschäumt die
freie Quelle —
Aber singend wie das Vöglein, das sich wiegt in
blauen Lüften,
Aber feurig wie der Blitzstrahl, kommt aus dunklen
Wolkenklüften:

Was vermag ein solches Mädchen, dies zu schaffen
will ich streben
für die Freiheit für den Fortschritt weiße ich mein
ganzes Leben.
Denn mein Herz kennt nur ein Sehnen, nur ein
stetig Vorwärtzingen
Und dem Vaterland gehört es und der Freiheit
will ich singen.

Singen, denn im Kampf mit Liedern, denn im
Kampf mit kühnen Reden,
Darf auch ich, die Fahne tragend, zu den Gleichge-
sinnten treten,
Darf mit heil'gem Eide schwören, nimmer mich von
ihr zu trennen,
Darf der kriegerischen Muse treu ergebne Magd
mich nennen.

Und auf meine Kniee sink' ich — über mir die
Fahne wehet:
Bis das Vaterland vereinigt und mit
neuem Glanz erstehet:
Schwör ich brünstig im Gebete — will ich nicht vom
Banner weichen,
Bis die Frauen gleich den Männern ihrer Heimat
wert sich zeigen.

An Byron.

1843.

Held meine ersten träumerischen Lieder,
Idol dem einstens sich mein Herz geweiht,
Wie damals tret ich vor dein Antlitz wieder
Und schau Dich an Du Sohn der neuen Zeit!
Und schau Dich an und alte Schmerzen wachen
In meiner Seele auf und schrein zu Dir.
Und höh'nische Dämonen hör ich lachen,
Dich hör' ich rufen: „Was willst du von mir?“

„Armselig Kind! bist Du die tolle Mücke!
Die wild in meines Geistes Flamme flog,
Die ich versengt zu jenen tausend schicke,
Die so wie Dich mein Feuer glüh'n betrog?
Und willst Du nun mich schelten und mich höh'nen,
Mein kühnes Flackern sei ein Irrlichtschein —
Ihr konntet Euch an diese Glut gewöhnen,
Ich rief Euch nicht, Ihr stürztet selbst hinein.“

Nein Dichter, nein! wir wolln Dich nicht verklagen,
Du trugst zu viel schon an der eignen Pein,
Und solltest nun auch noch die fremde tragen
Schuld an dem Elend uns'rer Zeit zu sein?

Und sei's und sei's daß wir die Ketten fühlen
Der Erdenqual wie Du gefühlt sie hast,
Ruhlos in Schmerzen und in Zweifeln wühlen
Gleich Dir empfindend dieses Staubes Last. —

Hab Dank', hab Dank', denn besser ist's die Ketten
Die Du trugst und die unsern, endlich seh'n,
Zeigst Du ein Mittel doch uns zu erretten
Und zu dem unsern machen wir dein flehn:
für Herzenwunden suchst Du Schlachtenwunden,
für Glaubenszweifel eine edle That:
Heil Dir! Du hast das Kriegergrab gefunden
Um das dein Herz im Freiheitskampfe bat.

O könnte ich so unser Schicksal wenden!
Denn uns verlangt danach wie Dich verlangt
Im Freiheitskampfe siegend zu vollenden,
Vor einem Knechtstod nur sind wir erbangt.
In Liedern säen wir der Freiheit Samen
Und hoffen, daß er spurlos nicht verweht,
Daß, wie er ausgesä't in Gottes Namen,
Ein reiches Erntefeld aus ihm ersteht.

Dem Vater Jahr.

1844.

Mein Deutschland war zertreten und verachtet,
Zerrißen und ein Spielball fremder Mächte,
Das deutsche Volk von Sklaverei umnachtet
Und selber seine Fürsten waren Knechte,
Da that es not aus seinem Schlaf es wecken,
Da that ein Wort voll deutschen Sinnes not,
Da war es Zeit ihm seine Schmach entdecken
Und jede künft'ge die ihm droht.

Da riß Verzweiflung stürmisch in die Saiten
Der Harfen, die an deutschen Eichen hängen.
Da galt's mit Worten, wie mit Thaten streiten
Und auch die Dichter kämpften wie sie sangen.
Und deutsche Kraft galt's in der Jugend nähren:
Das Volk stand auf — „der Sturm bricht los —“
brach los!
Das war das Werk den deutschen Sinn zu nähren
Und deutsche Kraft wuchs riesengroß!

Der Tapfern viele sind im Kampf geblieben
Der deutschen Jugend Führer fehlen viele,
Doch fehlt darum nicht unser brünstig Lieben
Für sie, die uns gezeigt den Weg zum Ziele;
Für sie, die aus der Hand die Fahne geben,
Damit die Jugend unsrer neuen Zeit
Sie selber lerne triumphierend heben
Zu neuer Siege Herrlichkeit.

So rauschte jetzt, gleich wie durch mächt'ge Eichen
Ein Abendwind erinnerungsflüsternd geht,
Dein Name aus den Blättern, aus den Zweigen
Darin der Geist der neuen Zeiten weht
Und an dem stillen Abend Deines Lebens
Bezeugt es Dir die deutsche Nation:
Du lebest nicht, für sie auch nicht vergebens,
Der Deutsche ist auch jetzt dein Sohn.

Drum fühlt ich stolzer jetzt das Herz mir schlagen
Als ich Dein väterliches Wort empfangen;
Du wolltest mir den Segen nicht versagen
Zu meines Strebens brünstigem Verlangen;
Gleich wie dem Ephœ an der Säule fuße,
Die eines Tempels Hallen trägt und schmückt,
Vor seinem Eingang mit lebendigem Gruße
Die hohe Eiche flüsternd nickt.

Der deutschen Einheit und dem deutschen Sinne
Ist solch ein heiliger Tempel aufgerichtet.
Du grüßt als mark'ge Eiche seine Finne,
Ich hab als Epheu mich an ihn gedichtet.
Und lustig will ich um die Säulen steigen
Und fröhlich spielen mit dem grünen Kranz:
Den deutschen Schwestern will ich Deutschland zeigen,
Des deutschen Vaterlandes Glanz.

Du wollst dein Volk als deutsche Männer sehen
Und deutsche Männer sind dem Volk erstanden —
Doch ich will meines Deutschlands Töchter sehen,
Die ab den Blick vom Vaterlande wandten,
Ich will sie sehen, dies Vaterland zu ehren
Mit aller Kraft der Herzen stark und rein
Bis sie mit Stolz es ihrem Volke schwören:
Wir wollen deutsche Mädchen sein!

Gruß zum Sängersfest.

Meißen 1844.

Gruß Euch, Ihr Sänger! einen festesgruß
Aus meiner Heimat schall es Euch entgegen,
Aus meiner Heimat, wo im Vorgenuß
Sich frisch und fröhlich alle Herzen regen.
Gesegnet all ihr liederreichen Scharen,
Die gleich wie Vöglein wir im Lenz gewahren,
Zu unsren Büschen unsren Bergen kehren,
Mit ihren Liedern unser Elbthal ehren.

Hier, wo der Dom, Denkmal der Gotenzeit,
Zum Himmel strebt mit seinen Zackenspitzen.
Ein Zeugnis heil'ger Gottestrunkenheit,
Die ihren Bau geweiht mit Geistesblitzen —
Hier singt auch Ihr im Tempel der Germanen
Dem heiligen Vermächtnis unsrer Ahnen,
Und Gunst und Beifall ist dem fest gewonnen:
„Christlich-germanisch“ ward es ja begonnen.

Doch nicht im Tempel nur von Menschenhand!
Es lockt Natur zu sich heraus in's freie
Auf Bergen und in Wäldern hältet Stand
Und gebt dem Tag die frohe Sangesweihe

Zu Hören die von tausend deutschen Zungen
Aus tausend Herzen sich zugleich gerungen
Zum freien Lied gleichwie viel kleine Flammen
Zu einer großen Flamme glühn zusammen.

Es wohnt Begeisterung in jedem Sang,
O wie viel mehr in Euren Bundesliedern.
Wo in der Töne Harmonienklang
Sich Grüße wechselnd finden und erwidern —
Bis dann in einem Ton die Unbekannten
Vertraut verbunden sich im Liede fanden,
Und in der Chöre Ineinanderklingen
Ein Bruderband sie alle um sich schlingen.

Ein Bruderband! das ist ein heilig Wort,
Das ist die Lösung der verjüngten Zeiten
Das knüpft nicht nur, das wahret fort und fort
Das nehmt mit Euch als Liebespfand beim Scheiden,
Und bei des festes freundlichen Gedenken
Mögt Ihr es auch den Heimgebliebenen schenken,
Daß nicht nur Tausenden, nein allen, allen
Die Bruderworte aus den Herzen schallen.

Und ist der Sänger nun dem Sänger gleich —
Warum denn fühlen sich nicht Alle Brüder?
Gewiß! es kommt die Zeit so groß, so reich,
Da sind wir einig wohl durch mehr als Lieder!

Da singen wir der deutschen Freiheit Psalmen!
Da steht die Saat in segensreichen Halmen
Zu der wir hoffend jetzt den Samen streuen
Gott gebe, daß wir uns der Ernte freuen!

Eisgang 1845.

Weg von der Brust ihr starren Eiseslasten,
Ich kann auch fürder nicht darauf ertragen!
Auf einem Strom seh' gern ich stolze Masten
Und höre gern die leichten Ruder schlagen.

Und fühl' ich einen Strom nicht in mir wallen
Des Herzens fühlen in bewegten Wogen?
Drauf hört ich jetzt kein Fischerliedlein schallen,
Kein Schiff der Hoffnung kam einhergezogen.

Ja, alle Schiffe, die sonst schwer befrachtet
Mit gold'nen Liedern da und dorthin fahren,
Sie lagen still, zerfroren und verachtet,
Traurig wie Todesbilder zu gewahren.

Der Weg der Töne zu des Ruhms Altären
War jetzt mir nur zur glatten Eisbahn worden,
Gefroren fest von den erstarrten Zähren
Der Tausende die sich mit Liedern morden —

Denn Lieder Waffen sind, die uns verwunden,
Nicht fromme Kreuze um uns selbst zu segnen!
Denn Poesie schafft allen Schmerzensstunden
Gefährlich ist's der Muse zu begegnen.

Nicht einmal diese Schmerzen sollt ich haben!
In mir war's starr, kalt wie ein Wintermorgen.
Nur Eis und Schnee mein trotzig Herz umgaben,
Ich konnte nimmer seinen Schlägen horchen.

Was draußen noch das Leben frisch bewegte,
Das hört ich an wie eine fremde Kunde,
Zu keiner Thräne sich das Auge regte.
Kein Seufzer kam, kein Wort aus meinem Munde

In mir war's still und dumpf, ja todesstille.
Nicht Schmerz, nicht Freude fühlt ich in mir wogen,
Gebrochen war die Thatkraft, war der Wille,
Wo Krähen krächzend um das Haupt mir flogen.

Und da geschah's. Es kam ein mildes Wehen
Dann kam ein Sturm und brach des Stromes Banden
Die Eiseschollen ließ er fast zergehen.
Und rief im Trotz: Der Frühling ist erstanden!

Und von den Türmen hallte festgeläute,
Die Glocke rief: Es ist der Herr erstanden!
Der Schnee ertrug nicht diese Osterfreude,
Er ward zunicht, er war vor ihr zu Schanden.

Da sank ich auf die Kniee brünstig nieder
Und meine Seele rief: „Ich bin erstanden!“
Ein Ostern, einen Frühling hab ich wieder,
Den freien Strom begrüß ich als Verwandten.

Ein freier Strom braust wieder meine Lieder
Und grüßt mein Volk in allen deutschen Landen
Und alle Dichter grüßt die Hoffnung wieder:
Einst singen wir: „Mein Deutschland ist
erstanden!“

Klöpplerinnen.

Seht Ihr sie sitzen am Klöppelkissen
Die Wangen bleich und die Augen rot!
Sie mühen sich ab für einen Bissen,
Für einen Bissen schwarzes Brot!

Großmutter hat sich die Augen erblindet,
Sie wartet, bis sie der Tod befreit —
Im stillen Gebet sie die Hände windet:
Gott schütz' uns in der schweren Zeit.

Die Kinder regen die kleinen Hände,
Die Klöppel fliegen hinab, hinauf,
Der Müh' und Sorge kein Ende, keine Ende!
Das ist ihr künftiger Lebenslauf.

Die Jungfrauen all, daß Gott sich erbarme,
Sie ahnen nimmer der Jugend Lust —
Das Elend schließt sie in seine Arme,
Der Mangel schmiegt sich an ihre Brust.

Seht Ihr sie sitzen am Klöppelkissen,
Seht Ihr die Spitzen, die sie gewebt:
Ihr Reichen, Großen — hat das Gewissen
Euch nie in der innersten Seele gebebt?

Ihr schwelgt und prasset, wo sie verderben,
Genießt das Leben in Saus und Braus,
Indessen sie vor Hunger sterben,
Gott dankend, daß die Qual nun aus!

Seht Ihr sie sitzen am Klöppelfissen
Und redet noch schön von Gottvertraun?
Ihr habt es aus ihrer Seele gerissen,
Weil sie Euch selber gottlos schaun!

Seht Ihr sie sitzen am Klöppelfissen
Und fühlt kein Erbarmen in solcher Zeit,
Dann werde Euer Sterbekissen
Der Armut fluch und all ihr Leid!

An Alfred Meißner.

„Jetzt, da die Männer feige sündgen
Durch Zagen an dem Geist der Zeit
Hebt Euch, Ihr Frauen, Ihr unmündgen,
Ein Wort der Freiheit zu verkündgen,
Tragt grüne Palmen in den Streit.

Alfred Meißner.

Auch Du, auch Du rufft uns zur Stelle,
Du rufft uns auf den Schlachtenplan,
Hinaus, hinaus aus enger Zelle,
Wir Frauen solln des Hauses Schwelle
Ernst überschreitend Euch uns nahen.

Und jubelnd streck' ich Dir entgegen
Die Schwesterhand — o habe Dank!
Du hast nicht Hohn, nein, Du hast Segen,
Wenn wir auch uns're Leier regen
Zum Freiheitskampfe ohne Wank.

Es braust das Lied in höhren Chören
Wo man der eignen Kraft vertraut!
Wie drängt michs, meinem Volk' zu schwören!
Und Gott der Herr wird mich erhören,
Der in die Menschenherzen schaut.

Ein Lenzsturm braust durch alle Lande —
Der Oden ist's der neuen Zeit;
Die Ströme brechen ihre Bande,
Es schmilzt das Eis im Sonnenbrande
Frei singt die Lerche und geseit.

Und nun — bei all dem frischen Leben
Wie tief wär da verdammt das Weib,
Dürft' es nicht mit den Männern streben
Und nichts dem eignen Volke geben
Als sein Gefos, als seinen Leib!

„Habt Ihr Gesang, so schlägt die Feier!“
Ruft uns Dein warmes Dichterherz —
So tönt des Vaterlandes Feier
In meinen Sängen frei und freier
Und flammt begeistert himmelwärts!

Und fröhlich hörte ich Dein Mahnen
Und drücke Deine Bruderhand.
Der neuen Zeiten neuem Ahnen,
Der Freiheit einen Weg zu bahnen
Dazu ward uns das Lied gesandt.

Und ob die Spötter mich verhöhnen
Nur ein Ziel kennt mein Herz, mein Lied!
Nicht Myrt' noch Lorbeer wird mich krönen,
Doch Freiheit wird die Feier tönen,
So lang mein Herz noch schlägt und glüht.

Thüringer Wald.

I.

Thüringen, Land der deutschen Sagen,
Sei mir begrüßt viel tausendmal!
Wie eines Freundes-Herzens Schlägen
Grüßt Du mich ja durch Berg und Thal.

Grüßt Du mich mit des Laubes Rauschen
In heiliger Waldeinsamkeit —
Drum will ich ihren Wundern lauschen
In träumender Versunkenheit.

Fernab dem eiteln Weltgetriebe
Umgeben nur von Waldesgrün,
fühl' ich in heil'ger Gottesliebe
Mein ganzes Wesen neu erglühn!

Der Abend kommt, am Himmelssaume,
Webt sich ein sanfter Rosenschein,
Die Vöglein zwitschern wie im Traume
Und Blumen schlafen duftend ein.

Nur leise plätschert noch die Welle
Des Bachs in alter Melodei
Und lockt den Edelhirsch zur Stelle,
Den Sohn des Waldes, stolz und frei.

Und immer stiller wird die Stille
Des Waldes und der eignen Brust —
Es wacht allein ein frommer Wille
Im Herzen, das sich gottbewußt.

Nur seine Stimme sei vernommen,
Die oft das Weltgeräusch erstickt —
Du läßt mich zu mir selber kommen
O Wald, Du hast mich süß erquickt.

II.

Wie hoch die schlanken Buchen ragen!
Wie wölbt sich kühn ihr reich' Geäst
Gleich Säulen, ein Gewölb' zu tragen
Für ew'ge Zeiten, stolz und fest.

So ragten sie schon manch Jahrhundert,
Dank der Natur und ihrer Gunst!
Von jenen Männern hoch bewundert,
Die sich geweiht dem Dienst der Kunst.

Geweih't ein ganzes Künstlerleben
Voll heiliger Begeisterung.
Die einst uns Dom um Dom gegeben
In reiner Gotik kühnem Schwung,

Durch freie Maurer eng verbunden
In heil'ger Baukunst Brüderschaft,
Ward einst im Buchenhain gefunden
Des deutschen Baustils Wunderkraft.

Was sie geschaut mit frommen Blicken
Ward ausgeführt mit reiner Hand,
Bis aller Welt zum Hochentzücken.
Der hehre Gottestempel stand.

Und gehst Du jetzt mit offenen Sinnen
Mit frohem Mut waldein und aus:
Denk' an der Maurer Hochbeginnen
Und bau auch Du ein Gotteshaus.

Bau' es in Dir; so fest gegründet
Wie Wald und Dom, so schön und rein,
Laß was Dein Leben selbst verkündet
Zur Ehre Deines Gottes sein!

Johannisnacht im Münster zu Straßburg.

Johannisnacht! Johannisnacht,
Du senkst Dich mild hernieder,
An Stunden arm, doch reich an Macht
Voll Nachtigallenlieder.
Voll Sternenschein und Zauberlanz,
Ja selbst die Käfer funkeln,
Des Abendrotes Rosenkranz
Umblüt Dich noch im Dunkeln.

Und hält es Mitternacht vom Turm
Auf Straßburgs Kathedrale —
Ein Glockenklang als läut' es Sturm —
Beginnt mit einem male,
Rings in des Münsters weitem Schoß
Ein seltsam buntes Leben,
Bald sanftes Säuseln, bald Getos,
Ein Schwirren und ein Schweben.

Die Toten steigen aus der Gruft,
Die einst den Münster bauten,
Der Meister sie zur Stelle ruft,
Daß sie das Werk beschauten;
Das Werk, das noch den Meister lobt
Durch langer Zeiten Stürme,
Daß Kunst und Dauer wohl erprobt
Die Wölbung, wie die Thürme.

Sarg und Gewölbe, Schloß und Thür
's ist alles aufgesprungen!
Die Werkleut' haben sich herfür
Aus ihrem Grab geschwungen.
Mit Zirkel und mit Meisterstab,
Das Richtscheit in den Händen,
So schweben sie hinauf, hinab —
Lang' will der Zug nicht enden.

Mit Händedruck und frohem Blick
Sich grüßen die Genossen
Und denken an die Zeit zurück,
Die seit dem Bau verflossen.
Durch Streben, Gänge allzumal
Zum Turme kommt's gezogen,
Um Säulen, Pfeiler und Portal
Unendlich Geisterwogen.

Am Himmel hält der Mond die Wacht,
Es flüster Geisterklänge
Leis' durch die stille, laue Nacht
Wie froher Engel Sänge;
Da schwirrt es sanft und rasch empor
Im Schiff und auf den Gräten,
Und sieh: auf Erwins Bau hervor
Der Meister ist getreten.

Erwin von Steinbach — sei begrüßt!
Er schwebt zur höchsten Spitze,
Wie ihn des Mondes Licht umfliehet
Auf seines Thrones Sitzel
Und zu ihm auf zur selben Zeit
Ein Mägdlein schwebt mit Winken,
Mit goldnem Haar und weißem Kleid,
Den Meißel in der Linken.

Jungfrau Sabina hold verklärt
Vom Sternenglanz umflossen,
Wie ist die Künstlerin geehrt
Von allen Werkgenossen!
„Mich trieb Begeisterung —“ spricht die Maid —
„Gott und der Kunst zu dienen,
So bin auch ich voll Freudigkeit
Zu dieser Stund' erschienen.“

Und alle neigen sich vor ihr
Und vor dem Meister nieder:
„Gegrüßt! gegrüßt! so sehen wir
Auf Jahr und Tag uns wieder.
Das ist der rechte Hüttentag,
Den freie Maurer halten,
Baubruder! komme was da mag!
Dies Werk wird nie veralten!“

Und horch! da hallt es eins vom Turm
Auf Straßburgs Kathedrale.
Ein Glockenklang als läut' es Sturm!
Und husch mit einem male
Vom Turm und in des Münsters Schoß
Ein Sausen und ein Brausen,
Bald sanftes Säuseln, bald Getos,
Bald innen und bald außen.

Dann alles still. — Zur Ruh' hinab
Die Geister sind gegangen
Und alle hält das kühle Grab
Nun wieder still umfassen,
Bis wieder zur Johannisnacht
Zwölf Schläge sie befreien.
Und sie das Werk, das sie vollbracht,
Mit Segensgrüßen weihen. —

Volkers Lied,

bei Siegfrieds und Chriemhildens Verlobung.

Aus einer Operndichtung: Die Nibelungen 1845.

Mir war als hört' ich scharren viel wilder Kofse

Huf,

Es rasselte Schild und Barren, es tönte Hörnerruf,

Und hei! nach alter Weise kam ich herbei geschwind,

Es gilt ein Lied zum Preise der Siegelinde Kind.

Die reichen Königshelden, Schilbung und Nibelung,

So thut die Märe melden, schlug Siegfried kühn

und jung,

Den Hort der Nibelungen erwarb sich seine Hand,

Schwert Balmung hat errungen der Held aus

Niederland.

Aus einem hohlen Berge holt er hervor den Hort,

Ulbrich, dem mächt'gen Zwerge, riß er die Kappe

fort.

Die alle, die sie tragen, unsichtbar machen kann;

Heil sei in allen Tagen solch kühnem, tapfern

Mann!

Nun sprach von hoher Minne er manches süße
Wort —
Sei's auch im andern Sinne ein Nibelungen-
hort,
Ein Hort, der nimmer endet, wie viel Ihr nehmt
und gebt,
Der ewig treu verpfändet in zweien Herzen lebt.

Römisch und Deutsch.

1845.

Und fühlt Ihr endlich nun des Joches Drücken
Und wollt Ihr rächen nun die lange Schmach?
Seid Ihr es müde, daß auf Deutschlands Rücken
Des Römers Fuß noch immer treten mag?
Daß immer noch das alte Stück soll spielen,
Das alte Stück aus Deutschlands Kaiserzeit,
Wo, wenn mit Frevelsflüchen Rom gedrünt
Die Mächtaen selber ihm zu Füßen fielen?

Und ahnt Ihr endlich, daß die Nacht muß weichen,
In der noch finst'rer Zauberwahn regiert
Und manchen Wanderer ein trügend Zeichen
Als Irrlicht in die tiefsten Sümpfe führt?
Noch einmal zuckte jene Riesenschlange,
Die zweite Hyder, welche Rom gebar,
Ihr Haupt empor und rief der Christen Schar
Zum Götzendienste mit schnödem Glaubenszwange.

Sie meinte jubelnd schon zu triumphieren
Und überall wuchs ihr ein neues Haupt,
Da mochte wohl die Frage uns gebühren:
Wer hat dies neue Gaukelspiel erlaubt? —
Und mag es noch so glänzend sich gebärden,
Nicht fürder wachsen soll die Lügenfaat,
Schon ist sie reif und eine Ernte naht,
Wo all ihr Gift uns soll zum Heilkraut werden.

Deutschland kann trogen allen fremden
Mächten
Und lieber deutsch als römisch will es sein,
Kein fremder Zwang soll seinen Glauben knechten,
Ja, seinen Glauben muß es sich befrei'n.
Umsonst schlug Hermann Romas Legionen,
Umsonst wird ihm ein ehern Mal geweiht,
Wenn Rom noch herrscht in später Enkel Zeit,
Deutschland sich beugt wo einst gesiegt Teutonen.

An uns're Zeit ergeht ein heilig Mahnen,
Ein heilig Mahnen an das Vaterland,
An Deutschlands Volk: sei würdig Deiner Ahnen,
Sei einig, knüpf in Dir ein dauernd Band.
Wir stehen fragend an der Zukunft Pforten,
Wir suchen Rat bei der Vergangenheit,
Noch ist ein Traum ja Deutschlands Einigkeit —
Wir werden einig, wenn wir deutsch geworden!

Janur erst deutsch, wir sind's nur nach den Namen,
Wohl auch im Sinn, doch nicht in Sitt und Brauch,
In unsre Heimat streut man fremde Samen,
Durch unsre Thäler weht ein fremder Hauch.
Die fremde Saat tilgt von der fremden Erde,
Das fremde Reich brecht ab vom deutschen Baum
Gebt seinem Wachstum Luft und freien Raum —
Dann erst ist's Zeit, daß Deutschland einig
werde!

Du wirfst Dich jetzt, mein Vaterland, erheben,
für Deinen Glauben trittst Du in die Schranken,
Du willst nicht mehr im römischen Joche leben,
frei forderst Du den Glauben, den Gedanken.
Heil ihm, der jüngst zuerst das Wort gesprochen,
Das in dem Vaterland ein Lösungswort!
Ja, „deutschkatholisch“ schallt es hier und dort
Und Rom erschrickt — der Zauber ist gebrochen.

Wir wollen lieben, segnen und vergeben,
Wir wollen Christentum in seiner Reinheit
Und eine neue Kirche wird sich heben,
Vielleicht ein würdig Sinnbild deutscher Einheit.
Wir wollen nicht in blindem Haß entflammen,
Deutschland wird frei, allein und groß bestehn,
Mag wer da will gen Rom noch gläubig sehn —
Es stürzt ja in sich selber doch zusammen.

Nicht fürder soll es uns Gesetze schreiben,
Der Deutsche darf die lange Schande rächen,
Das römische Recht vom Richterstuhle treiben,
Denn mündig ist er, selbst sich Recht zu sprechen!
Nur deutsches Flehn, nur deutsches Urteil spricht
Vorn Altar, vor der Armenfünderbank —
Die Güter heischt der neuen Zeiten Drang:
Die deutsche Kirche und das deutsche Recht.

Warburg.

I.

„Hier, diesen Harnisch hat ein Weib getragen“,
Sprach in der Burg der alte Kastellan.
Wohl gilt's jetzt nicht, das Herz in Erz zu schlagen.
Daß nicht ermordend ihm die Feinde nah'n!
Mein weiblich Herz wollt ihr mit Gift verwunden —
Wohl bitter hat es euer Thun empfunden!
Doch mag es nimmer andern Schirm und Schild,
Als die Begeisterung, die vom Herzen quillt.

Hoch am Himmel stand die Sonne,
Gleich einem Engel mit goldenen Flügeln
Ausgesendet vom Thron des Höchsten,
Zu segnen die Erde mit Glanz und Wärme.

Und der Engel breitete
Die strahlenden Arme weit aus —
Und es war als zög er die aufatmende Erde
Näher dem Himmel, näher der Gottheit.

Goldene Strahlenringe zog der Engel von seinen
Fingern,

Verteilte sie dahin und dorthin;
Und die Ringe wurden zu Heiligenscheinen,
Zu Himmelsglorien auf den Gipfeln der Berge,
Dahin sie der Engel geworfen.

Und solch eine Himmelsglorie,
Solch ein Heiligenschein krönte noch einmal
Die Krone der Burgen des Thüringer Waldes:
Die uralte Wartburg.

Ich stand und schaute.
So lange ich daheim verweilt
Ein spielendes Kind, eine sinnende Jungfrau
An den Ufern der Elbe, wo uralte Burgen
Verwitterte Klöster unheimlich mahnen
An des Mittelalters eiserne Gestalt:
An den Ufern der Elbe, wo grünende Reben
Mit reifenden Trauben verheißend mahnen
An der neuen Zeiten gärende Gewalt.
So lang ich daheim verweilt an den Ufern der Elbe,
Den reben- und burgbefränzten, so lange auch weilte
Die Sehnsucht in meiner Brust nach der Krone der
Burgen
Des Thüringer Waldes: der uralten Wartburg.

Nun stand sie in Himmelsglorie mit dem
Heiligenschein
Vor den trunkenen Blicken.
Meine Hände waren gefalten.
Thränen mir in den Augen wallten,
Nieder ein Tropfen fiel:
Ich war am Ziel.

II.

Hinauf die Berge, die waldumkränzten,
Hinauf zur Burg, der erinnerungsreichen! —
Noch steht sie da ein heilig sichres Zeichen,
Daß was in ihr gekämpft ward und gestrebt
Auch wir ersiegen, wenn wir nimmer weichen

Gegrüßt! gegrüßt, Du Feste des Vaterlands,
Du deutsche Burg mit dem deutschen Namen.
„Wartburg“! Ach, nur zu deutsch,
Denn wo auch der Deutsche sich eine Burg mag
bauen

Su wahren seine heiligen Rechte,
Da läßt man ihn warten! —
Und er wartet geduldig — wie lange noch?! —

Und drinnen im hochgewölbten Kittersaal
Winkt zwischen gothischen Säulen

Das Bildnis einer Heiligen.

Ja, einer Heiligen, die ich heilig preise,
Ob ich auch oft gehöhnt und verspottet
Die heilig gesprochenen, gebeugten Gestalten,
Die 's nur mit Fasten und Träumen gehalten.
Die sich gegeißelt, die sich gemartert,
An ihrem Leibe gefrevelt
Im frechen, thörichten Wahnsinn
Um die Gunst des Himmels zu buhlen.
Ob ich auch bilderstürmerisch im Gemüte
Oft gestanden in Kirchen und Klöstern,
Wo Götzbilder geprangt mit Heiligenscheinen
Weil sie die Menschheit frevelnd entmenschllicht, —
Es verstummte das scheltende Wort
Und der Spott auf der Lippe —
Und eine fromme Thräne trat in mein Auge
Vor Deinem Bildnis: Heil'ge Elisabeth!

Die goldene Grafenkrone,
Den eitlen schimmernden Keif
Nahm sie demüthig aus den Locken
Dem gegenüber,
Der einst eine Dornenkrone getragen.
Ihm hatten nichts gegolten Purpur und Kronen,
Und nichts die Macht auf goldenen Thronen,
Ein Kind aus dem Volke

Hat er's gehalten mit den Armen und Niedrig gebornen,
Mit den Verachteten und Verstoßnen.
Die Hungernden hat er gespeist,
Die Kranken hat er geheilt, den Schwachen vergeben.
Und mochte nie den ersten Stein erheben
Auf eine schwache Sünderin.
Und wie er lebte für das arme Volk
Ist er gestorben für die Ausgestoßnen
Und hat als seine Erben hinterlassen,
Die Armen aller Völker, aller Zeiten,
Die Armen alle, die er Brüder nannte,
Und die ja um uns sind noch alle Zeit. —

Das wußte wohl Elisabeth!
Sie hat die große Erbschaft angetreten
Bei ihres Landes, ihres Volkes Armen:
Sie hielt's nicht nur mit Fasten und mit Beten,
Sie hatte für die Leidenden Erbarmen, —
Hernieder stieg sie von der Wartburg
Zu den Belümmerten, und als graunvolle Hungersnot
Den Segen aufgezehrt und bleiches Elend
Wie ein grausiger Fluch wandeln ging durch die
Lande,
Kehrte Elisabeth wieder die Flüche in Segen,
Gab was sie hatte, sich selbst nicht besser achtend
Als die Geringsten im Volke.

Doch als der Gatte ergrimmt ob so reichlicher Spenden,
Da wandelten sich unter ihren Händen
Die Brote in Rosen —
Doch war sie entronnen den Augen der Späher
Und stand unter den bleichen Gestalten der Not,
Da wurden wieder die Rosen zu Brot.

Und in der heiligen Wundermäre
Ruht eine Lehre für unsere Zeiten:
Seht Ihr die Kindlein Blumen pflücken,
Den duftenden Strauß n den Händen der Not,
So wandelt die Blumen n Brot.

III.

Und drinnen im hochgewölbten Rittersaal
feiertest Du, göttliche Himmelstochter,
Poesie, Deinen edelsten Sängerkrieg!
Damals zogen die Sänger noch ein
In die Hallen der Fürsten und Großen,
Priesen der Minne Glück, priesen das Vaterland
Waren geächtet noch nicht und verstoßen.
Die Großen fühlten höchlich sich geehrt,
Wenn der Poet bei ihnen eingelehrt.

Das ist vorbei!
Wohl giebt's noch Sängerkriege,
Aber in anderem Sinne
Als einstens der Sängerkrieg ward gefochten
In deinen Hallen, uralte Wartburg.
Krieger sind jetzt die Sänger
Gottentflamnte begeisterte Volkstribunen.
Aber nicht um einander zu entreißen
Ruhmespsalmen singen und kämpfen sie —
Nein, eine höhere Sendung
Ist jetzt den Dichtern geworden.
In gleicher Gesinnung
Stehen und kämpfen sie nebeneinander;
Ziehen nicht ein in die Hallen der Großen.
Sie sind daraus verstoßen —
Haben sich selbst verbannt.
Draußen aber bei allem Volk
In den Hütten der Armut,
Vor den Kertern Unschuldiger
Singen sie ihre Weisen:
Von den Rechten der Unterdrückten,
Von der Freiheit der Gefesselten,
Von den Freveln der Reichen,
Von der Teilung der Arbeit und des Erbes
für alle Menschgeborenen!

Das ist ein Sängerkrieg, ein neuer, heiliger
Und sicher ist sein Sieg.

IV.

Und mich umklang es wie brausender Sturm!
Wie Orgelklang hört ich's tönen,
Und laut in den innersten Tiefen der Seele
Vernahm ich ein feierlich Wort,
Das wie ein Echo von diesen Wänden
Mir wieder und wieder erklang,
Es war das Wort aus dem alten Gesang
Des mutigen Mönches vergangener Zeit,
Der mit diesem Lied seine Zelle geweiht.

„Und ob die Welt voll Teufel wär'
Und wollt uns gar verschlingen,
So fürchten wir uns nicht so sehr,
Es muß uns doch gelingen!“

Ja, Luther hat vor Menschen nicht gezittert
Und nicht vor einer Welt voll Teufel!
Kam dennoch der Versucher, ein zagender Zweifler
Da faßte der kühne Mann das Tintenfaß
Und warf's dem Dämon siegvoll hin.
So hat er protestirt gegen die Lügenbrut
So protestieren wir: schleudern die Tintenflut
Unsrer Begeistrung Ströme

Gegen die Frömmler und Pharisäer
Gegen all die Philister und Spukgestalten
Die's mit dem Teufel halten,
Der wider Recht und Pflicht
Und wider Freiheit sicht.
Wir werden nimmer die Waffen strecken
Bis alle Feinde rings vernichtet
Und alles Dunkel aufgelichtet.
Gilt's nicht zu handeln — gilt es doch zu schreiben.
Es soll das Wort den Lügengeist vertreiben:
„Das Reich Gottes muß uns bleiben! —“

V.

Sinnend stand ich, traumverloren
Vor dem kleinen Altar in der Kapelle.
Schwarze Gewitterwolken waren aufgezo-gen
Südl'ich am Himmel.
Mitten in die purpurne Abendröte
Zuckten goldene Blitze flammend in Siegesgewißheit,
Und dennoch schnell verschwindend —
Also zuckte durch meine Seele,
Blitzend ein Gedanke
Eine Gedächtnistafel schwarz-rot-golden
In meinem Innern enthüllend.
Und auf der Tafel stand mit leuchtender Schrift:
Tausend achthundert und siebzehn.

Und ich stand vor dem Altar
Vor dem damals die deutsche Jugend
Siegesmutig gestanden,
In allgemeiner Liebesverbrüderung
Sich die Hände gereicht und das vaterländische Bündnis
Auf die Hostie feierlich beschworen.

Und ich stand vor dem Altar
Thränenden Auges!
Und doch fühlt ich wie sie, wie die hoffende Jugend,
Jugendkraft in den Adern
Freiheitsglut — Todesmut
Für die heilige Sache des Vaterlands! —
Aber ich stand und weinte.

Auch das mutige Aufjauchzen
Aus dem Herzen der deutschen Jugend
Durfte nicht frei in die Lande dringen
Durfte es damals nicht — darf es auch heute nicht —
Denn es will mich bedünken:
Als habe der Argwohn selbst eine Burg erbaut
Mitten im deutschen Land — auch eine Wartburg!

VI.

Sinnend trat ich hinaus
In den mauerumgebenen Schloßhof,

Wo junge Gräser sproßten, Kinder der neuen Zeit,
Die nichts gesehen von der vergangenen Tage
Herrlichkeit,
Von der vergangenen Tage Leid.

Hinter den wallenden Wolken
Schaute noch einmal ruhig strahlend hervor,
Die unvergängliche Klarheit der Sonne.
Und beleuchtete zu meinen Füßen,
Ein Werk der spielenden Natur,
Im dreigeblättern Klee — ein Vierblatt.

Ich pflückt' es als Ungedenken — als vierfaches
An diese Burg, die erinnerungsreiche,
Und that dabei einen Schwur, einen vierfachen:

Elisabeth, die Heilige,
Sei mir ein Vorbild in stiller Demut
In allumfassender Menschenliebe
Der Armen mich zu erbarmen.

Und in dem Sängerkrieg, dem neuen, heiligen
Will ich stehen und fechten, bis mit dem letzten Lied
Der letzte Odemzug der Brust entwallt!

Und protestieren will ich nach Luthers Wort,
Und für den freien Glauben
Mit freier Rede in die Schranken treten! —

Und fest verbrüderet mit der deutschen Jugend
Weih' ich dem Vaterlande all mein Streben, —
So steh ich ernst und frei vor allem Volk.

Und wollt Ihr nun mich höhnen und verdammen,
Weil nur die schwache Jungfrau zu Euch spricht:
Nicht löschen könnt Ihr der Begeist' rung flammen,
Könnt sie nur schmähén, aber dämpfen nicht,
Und wenn mein Herz von Euch verstoßen, bricht,
So bricht's mit Luthers Worten doch zusammen:
„Gott helfe mir! — doch anders konnt ich nicht!“ —



Weserfahrt.

Und mögen sie dichten und singen
Vom alten deutschen Rhein.
Mein Lied soll der Weser erklingen,
Soll ihr gewidmet sein!

Die Werra und Fulda, die beiden,
Die haben's wohl erkannt,
Die wollen zusammen durchgleiten,
Vereint das Vaterland.

Die wollen treu halten zusammen
Mit einem Wort genannt,
Weil beid aus Germanien stammen,
Dem alten Vaterland! —

Im Land, das die Weser durchwaltet,
Erklang einst Hermanns Wort,
Und Dröhnen der Schilde erschallet,
Schlachtruf tönt fort und fort.

„Wir wollen uns schützen und schirmen
Vor römischem Uebermut!
Wir wollen Aliso erstürmen,
Vernichten Römerbrut!

Hier halle den römischen Heeren
Ein trotzig deutsches: Halt!
Hier werden die Völker sich wehren,
Am Weserfluß und Wald.

„Hier werden sie kämpfen und stehen
für ihr germanisch Recht,
Und werden als Sieger sich sehen
Im heiligsten Gefecht!“ —

Cheruskas Fürst an der Spitze,
So ziehen sie in den Streit,
Vernichten wie rächende Blitze
Die römische Herrlichkeit.

Die Römer, die leicht überschritten,
Den breiten, stolzen Rhein,
Sind nicht an der Weser gelitten.
Die Weser kann befreien. —

So war es vor uralten Zeiten
Als solches hier geschah.
Und wieder gilt es zu streiten —,
Ist denn kein Hermann da?

Kein Hermann und keine Germanen
Zu Schutz und Trutz bewehrt,
Die heilige Freiheit der Ahnen
Zu wahren mit dem Schwert?

Die Werra und Fulda, die beiden,
Die haben's wohl erkannt,
Die wollen zusammen durchgleiten
Vereint das Vaterland.

Die sind längst zusammen gezogen
Durch Deutschlands Au und Hain.
Es flüstern und murmeln die Wogen:
„Die Weser kann befrein!“

Und die an den Ufern es hören,
Vertrauen ihr sich an,
Und ziehen in traurigen Chören
Zu ihren Schiffen heran.

Und stiehn vom heimischen Lande,
Dem fremden sich zu weihn,
Und flüstern zum Meer noch vom Strande:
„Die Weser kann befrein!“

Leb wohl o germanische Erde,
Uns winkt Amerika — —
Sie rufen's mit Trauergebärde — —
Ist denn kein Hermann da?

Kein Hermann und keine Germanen,
Daß Deutschland verzweifeln muß,
Verdienen die heiligen Ahnen
Nur einen Abschiedsgruß?

Und was aus uralten Zeiten
Die Weser noch erzählt —!
Ihr sollt es so falsch nicht deuten,
Daß Ihr Auswanderung wählt! —

Die Werra und Fulda, die beiden
Die haben's wohl erkannt,
Die möchten vereint durchgleiten
Ein einig Vaterland.

Vom Dorfe.

(12. August 1845. Gohlis bei Leipzig).

I.

Still ist's in Dorf — der letzte Erntewagen
Er schwankte eben voll und schwer herein;
Die Abendglocken haben angeschlagen,
Die Sonne sank mit sanftem Purpurschein.
Es ist ein Abend, recht wie ein Idyll,
Wo in der weiten Runde Alles still,
Und nur der Heimchen alte Flüsterweisen
Den Tag, der nun vollendet, selig preisen.

Die Mondesichel hängt am Firmamente,
Die Sterne wandeln den gewohnten Gang,
Wie da man sehnend dorthin hob die Hände,
Und noch vom Mondschein blasse Lieder sang.
So steh ich einsam in des Gartens Ruh,
Seh ruhig nur den bunten Blumen zu —
Erinn'ung führt zu weit vergangnen Tagen,
Der Kindheit Buch liegt vor mir aufgeschlagen.

Still ist's im Dorf — doch plötzlich welch Beweg'n
Geht durch die Luft, die still zu stehen schien?
Ich will das Haupt dicht an die Erde legen,
Daß in das Ohr des Schalles Wellen ziehn.
Es klang wie Jagdruf und wie Büchsenknall,
Wie tausendfacher Menschenstimmen Schall — —
Nicht möglich! — nein — ein Wahn hat mich bethört,
Wie würde hier und jetzt ein Schuß gehört?! —

II.

Und doch geschah's — die Ernte ging zu Ende,
Im stillen Dorf beim letzten Abendrot.
Doch dort — doch dort gab es noch fleißige Hände,
Und eine andre Ernte hielt der Tod.
Die Sonne hat es wohl voraus gesagt
Und hat die Nacht als blutig schon verklagt,
Als mit dem Purpurmantel weit umhängen,
Der schöne Tag zur finstern Ruh gegangen.

Traun, dieser Nacht, da gab's nicht sanfte Träume,
Es ward ein Schauerdrama aufgeführt —
Da gab's viel Volk und weite Bühnenräume,
Und manche Brust im innersten gerührt,
Und manches Herz, das plötzlich stille stand,
Und manche Seele, die zum Himmel schwand,
Und manchen Schrei, der, wenn auch hier verwehret,
Vor Gottes Throne ward gewiß gehört.

Das war kein Girren holder Nachtigallen,
Kein Heimchenzirpen, das so spät erklang!
Nur Hilferuf hört man zum Himmel schallen,
Das schönste Lied war manches Schwanensang.
Das schönste Lied — Ihr macht es nicht zum Spott.
Denn: „Eine feste Burg ist unser Gott!“
Und ließ er auch die nächt'ge That geschehen,
Wir bleiben doch in dem Vertrauen stehen.

Die Mondesfichel schied vom Firmamente,
Die Sterne wandeln den gewohnten Gang.
Sie sahn herab auf hoch erhobne Hände.
Zum Jammerruf, der sich der Brust entrang,
Die Nacht hat wohl für Klagelieder Raum,
Doch keinen mehr zu einem sanften Traum,
„Ein' feste Burg ist unser Gott!“ tönt's wieder,
Wir singens doch, das schönste unsrer Lieder!

Wohlauf.

Erwach mein Volk, heiß Deine Töchter spinnen
Wir brauchen wieder einmal deutsches Sinnen
Zu deutschen Segeltuch. —

Der Herwegh rief's — wir haben's wohl vernommen
Wir stimmten an „das Lied der deutschen Flotte;“ —
Doch sagt: durch welches Meer ist sie geschwommen,
Das Wirkliches nicht unsrer Lieder spotte?
In welchen Hafen darf sie ankernd liegen,
Nach welchen Küsten darf sie siegreich fliegen?
Ach, sucht sie nicht auf der Atlantis Räumen!
Sie treibt im Meer von unsern Zukunftsträumen.

Und doch! wir lassen diese Träumen immer!
Bedenkt es wohl, auch Träume treffen ein;
Wir träumen, wohl, beim ersten Frührottschimmer,
Der uns verheißt des Tages Sonnenschein.
Ob Deutschland liegt jetzt erst des Morgens Grauen
Die Lerchen steigen und die Nebel tauen —
Die Halme glänzen, perlenüberhängen —
Auch Deutschland wird noch seinen Glanz erlangen

Und was in ihrem Traum die Dichter singen,
Was unsrer Redner lautes Wort begehrt.
Das mag wohl zu des Volkes Herzen dringen,
Doch wird es von den Fürsten auch gehört? —
Doch still, doch still — verjagt des Zweifels Wolke,
Die Macht „von Gottes Gnaden“ ruht im Volke,
Im deutschen Volk, das auf sie fröhlich bauet,
Das seinen Fürsten, doch auch sich vertrauet.

So traue Dir! wohlauf Ihr deutschen Brüder
Noch einmal fordert Deutschland gutes Recht.
Noch einmal singt der deutschen Flagge Lieder,
Vor allem Volk, vor allen Fürsten spricht,
Vom Meer von Adria bis auf zum Sunde,
Dasselbe fordert All' mit einem Munde;
Legt Hand an's Werk, baut nicht an alten Trümmern:
Die deutsche Art soll deutsche Schiffe zimmern.

Kein Kirchenschiff in einem alten Dome,
Das zu des Mittelalters Dunkel ladet;
Ein Kühnes Schiff, das nicht im engen Strome,
Das seine Brust im weiten Meere badet;
Das durch die Wogen seinen Weg sich bahne,
Sich spiegle stolz im stolzen Oceane,
Wo freie Lüfte mit der Flagge kösen
Und Trost verkünden wenn die Tiefen tosen.

Wohlauf, Ihr Weber, trauernde Gestalten.
Kein Webstuhl soll bei Euch mehr stille stehn,
Die Sorgen fort und laßt die Hoffnung walten,
Ermutigt mögt Ihr an die Arbeit gehn!
frisch an das Werk! bald flattert Euer Linnen
Als stolzes Segel durch das Meer von himmen —
Weiß flattert's wie die Taube Noahs aus,
Und bringt Euch segnend Hoffnungsgrün nach Haus.

Wohlauf! Wohlauf, Ihr deutschen Schwestern alle,
Die Ihr noch spinnst wie Eurer Mütter Brauch;
Ein neues Lied zu Eurer Spindel schalle,
Das Rädchen summt, so summt das Liedlein auch
Singt nicht vom Jungfernkranz, vom schmucken Freier,
Was wollt Ihr ewig mit der alten Leier?
Singt: Unser Volk wird Großes noch beginnen,
Und Segel brauchts, die gilt's ihm jetzt zu spinnen.

Und mit den Segeln soll die Flagge wehen —
Auch sie, auch sie ein Werk von Frauenhand!
Habt Ihr's nicht an des Bruders Brust gesehen,
Das schimmernde, das schwarz-rot-goldne Band?
In solchen Farben soll die Flagge nick'n,
Dem Burschen nicht, wir woll'n dem Meer sie sticken,
Die Farben bringt es wiederum zu Ehren
Und keinem deutschen Schiff wird man sie wehren!

Schwarz, roth und gold! ein einig deutsches Zeichen
Auf allen Meeren so die Sonne schaut!
Eröffnet bald den neuen Hochzeitsreigen,
Wo Deutschland mit dem Ocean sich traut.
Es buhlt schon lange um das stillverzagte,
Das all sein Leid nur seinen Sternen klagte — —
Auf Deutschland! daß Dein Schmerz in Lust sich kehre
So schließ ein stolzes Bündniß mit dem Meere.

Gott im Himmel sieh darein!

Das Alphorn tönt, die Hirtin zieht zur Senne,
Die Heerdenglocken klingen vor ihr her,
Und sicher, daß er keinen Stein verkenne
Steigt dort der Bursche mit dem Schießgewehr
Empor zur Alp', die Gemse zu erjagen,
Auf Felsenpfaden, die ins Blaue ragen.

Das Gletschereis glänzt bunt in Frührotschimmer,
Rot glüht die Firn und dunkel dampft der See,
Hier Blüthenpracht, dort ewiges Eisgesimmer,
Hier grüne Matte, droben weißer Schnee!
Lawinen drohen von der Berge Warten —
Das ist die Schweiz der schöne Gottesgarten

Und feig versteckt im weiten Priesterkleide
Mit Gift und Kette wandelt der Verrat,
Ein Volk zu knechten, das ein Tell befreite,
Aus dessen Mitte einst ein Zwingli trat,
Gar finstre Macht wohnt in des Landes Mitten
Das ist die Schweiz! und das sind Jesuiten!

Kanonen donnern dumpf und Kugeln fliegen —
O, das ist mehr, ist mehr als Genssenjagd.
Ach, das sind Brüder, die sich wild bekriegen
Das Bruderblut ist's das zum Himmel klagt,
Ein Fluch, der allwärts folgt der Heuchler Schritten —
Das ist die Schweiz! — und das sind Jesuiten!“

Ich schaue hier und bebe — soll ich beten?
So reich gesegnet hat der Herr dies Land.
frei darf nicht nur der Strom, der Vogel reden,
frei auch der Mensch die Feder in der Hand,
frei darf das Volk im freien Räte sitzen,
frei die Vertriebnen anderer Staaten schützen.

So viel, so viel hat Gott der Schweiz gegeben —
Traun viel um das es uns zu bitten not —
Er gab ihr Alles, was sie braucht zum Leben,
Zum freien Leben — andres ist nur Tod.
Fast Frevel scheint's bei so viel Heil zu bitten —
So sei's denn Fluch — — Verflucht die Jesuiten

Ich schaue hin und bebe — soll ich fluchen?
Ja, ja ich darf's, ich ruf den Himmel an!
Die eine Hölle in dies Eden trugen
Sie sind verflucht, die solchen Greul gethan! —
Sieh Gott darein! — das ist mein brünstig Bitten —
Heil sei der Schweiz! — fluch sei den Jesuiten.

Im Dom zu Breslau.

Ein Führer, angethan mit rotem Kleid
Zeigt mir geschäftiglich des Domes Pracht,
Die funkelnde, die gold'ne Herrlichkeit,
Die manch Jahrhundert sorgsam hier bewacht.
Da stehn die Heiligen aus lauterem Gold
Und die Madonna trägt ein Prachtgewand,
Aus vielen Bildern grüßt sie schön und hold,
Auf ihrem Arm der Welserlösung Pfand.

Ein Murmeln durch die hohen Räume klang,
Es war ein flehen von zerlumpten Frauen,
Die blöd' gefolgt des Elends dumpfem Drang.
Durch lautes Beten hier sich zu erbauen.
Es war ihr Antlitz bleich und abgezehrt,
Drauf las man viel von bitterer Pein und Not,
Und jenes flehn, das ihnen nicht erhört,
Die heiße Bitte: — „Gieb uns unser Brot!“

Ihr Armen, die Madonna hilft Euch nicht,
Kein Herz schlägt unterm Sammet und Brocat —
Und schaut Ihr zu der ew'gen Lampe Licht —
Ach, auch von dorthier keine Rettung naht.

Umsonst blickt Ihr zu dieser Heil'gen Schar,
Habt ihr Verehrung brünstiglich gezollt,
Umsonst zu diesem prunkenden Altar,
Umsonst — wenn Ihr nicht selbst Euch
helfen wollt!

Ja, diese Pracht und diese Herrlichkeit
Sind Eures Mühens Schweiß, sind Euer Blut!
Kein Segen ist's, ein Fluch aus alter Zeit,
Der für das Volk in solchen Tempel ruht.
Das ist ein Götzendienst, ein Frevelspiel
Mit Menschenhoheit und mit Menschenrecht,
Verdummung nur ist dieses Prunkes Ziel,
Damit der Fromme werd' ein Pfaffenknecht.

Hinaus, hinaus aus diesem kalten Dom
Und seiner weihrauchvollen, düstern Nacht!
Hinweg, hinweg von diesem alten Rom,
Daß unserm Deutschland stets nur Schmach gebracht.
O daß Ihr doch das hohe Wort vernähmt:
Das Vaterland die Menschheit läuft Gefahr,
Wenn Ihr Euch nicht jedweder Knechtschaft schämt
Als eine treue, deutsche Kämpferschar.

Erfindet Ihr mit einem Jubelschrei
Vernichtet wär' das finstre Pfaffenreich,
Versänk' in Nacht — Ihr aber wäret frei,
Ihr wär't noch mehr, Ihr wäret alle gleich.

Kein Priester mehr, kein zwingendes Gebot,
Kein Götzendienst zu einer Kirche Ruhm,
Nur freie Menschen beten frei zu Gott,
Nur in der Freiheit lebt das Christentum!

Auf dem Kynast.

Die Wolken hingen vom Gebirge nieder
Gespenstig ziehend um den finstern Wald,
Dampfende Nebel dehnten Riesenglieder
In grau und schwarz mit seltsamer Gestalt;
Doch hob sich draus auf waldumkränzter Höhe
Die alte Veste stolz und kühn hervor,
Daß sie die Wolken sich zu Füßen sehe
Als Weihrauch sie des Nebels Ziehn erkor.

Und durch die Nebel schritt ich ihr entgegen
Und durch die Wolken eilte ich ihr zu
Auf feuchten moosbedeckten Waldeswegen
Zu des Gebirges stiller Totenruh.
Bald kamm ich zu des Kynast höchstem Walle
Und ließ die Blicke schweifen in die Runde —
Da fuhr ich auf von eines Seufzers Schalle
Und vor mir stand sie — Fräulein Kunigunde

„Viel Ritter kamen einst um mich zu werben,
Weil meine Schönheit, weil mein Gold sie zog;
Ich aber wollt als freie Jungfrau sterben,
Wenn nicht die Lieb mir mehr als Freiheit wog

Drum sann ich, mich der Werber zu ent schlagen,
Ein listiges ein finstres Mittel aus —
Sein Leben dacht ich würde keiner wagen,
Für mich nicht wagen einen blut'gen Strauß.

Doch kamen sie um Ruhm, sich zu erringen,
Den Ritt zu wagen um des Walles Ring.
Doch konnte keinem je die That gelingen
Und einer nach dem andern unterging.
Da kam der eine, der mein Herz bezwungen,
Daß es für ihn in heißer Liebe schlug
Ich rief und hielt sein Knie ihm fest umschlungen
„Hier meine Hand — Halt ein! es ist genug!“

Er aber stieß mich fort und sprengt zum Rande
Und ihm gelang der unheilvolle Ritt —
Dann höhnt er mich, „Das that ich dir zur Schande,
Zur Rache jedem, der hier Tod erlitt!“
Im Horne schön noch wie ein Rachegott,
So sprach er es mit heldenstolzen Trieben —
Da trug ich still der Andern Hohn und Spott,
Doch trug ich nimmer das verratne Lieben!

Und wo der andren Ritter Leichen lagen,
Da eilt ich selber mir das Grab zu betten —
Nun muß ich nächtlich umgehen noch und klagen
Und Flüche hören an den öden Stätten;

Und war es doch mein einziges Verbrechen,
Nicht ohne Lieb zur Sklavin mich zu machen! —
Das wollten nur die stolzen Männer rächen,
Das ist's, was sie noch heut an mir verlächen!"

Das ist's rief ich, das wird noch heut beschworen —
Wir sind ja nichts — sie sind die Herrn der Welt.
Es wird das Weib zur Sklavin nur geboren.
So heißt der Spruch, das Urteil ist gefällt.
Und weh dem Weibe, das sich kühn vermessen
Und wo es liebt, sich liebend zu ergeben,
Das nennt man thöricht nennt man pflichtvergessen,
Nie fehlt die Hand den ersten Stein zu heben.

Und weh dem Weibe, das sich kühn erhoben
Und frei nach einem andern Ziele strebt,
An einem andern Altar zu geloben
Ein höhres fühlen, das sein Herz durchbebt.
Und weh dem Weibe, das mit festen Schritten
Sich ob der Knechtschaft Schranken stolz erhebt —
Ich weiß es, was ein solches Weib gelitten —
Ich weiß auch: nicht umsonst hat es gelebt.

Die Wachtel.

Der Mond vergoldet schon die Ähren,
Die Wachtel schlägt im hohen Korn,
Ein Lockruf tönt, ein hold Gewähren
Wie aus „des Knaben Wunderhorn.“

Und unterm Landvolk hör ich's sagen:
„Wo sich ihr Nest die Wachtel baut,
Hat nie der Blitz noch eingeschlagen,
Der Hagel sich nicht hingetraut.“

Drum tönt's wie eine frohe Kunde
Durch's ganze Dorf für Jung und Alt:
„Die Wachtel baut im Wiesengrunde,
Ihr trauter Ruf ringsum erschallt!“

Die Saat der Freiheit wuchs und wallte
Schon oft in Halmen hoch empor,
Und mancher Freudentruf erschallte
Ob ihres Blühens schönem flor.

Da kam es wie mit Donnerwettern,
Und Blitz und Hagel fielen schwer,
Die stolzen Halme zu zerschmettern —
Am Boden lagen sie umher. —

O sagt: wann wird die Wachtel bauen
Auf dieser Flur, in diesem Feld,
Daß wir die Halme sicher schauen,
Wenn gut der Freiheit Saat bestellt?

Noch haben wir kein sichres Zeichen,
Daß nicht ein Wetter sie verheert —
Am Himmel dunkle Wolken schleichen,
Drinn steckt der Blitz als Feuer Schwert.

Und wird er aus der Scheide fahren,
Trifft er der Freiheit grün Gebiet,
Dann tröstet nur: „Vielleicht nach Jahren!“ —
Das ist ja Euer altes Lied!

Gelübde.

Allein, allein in mitternäch't'ger Stunde,
Und mitternächt'ig finster ist mein Leben,
Am Horizonte will kein Strahl mir Kunde
Von einem lichten Morgenrote geben.
Die Thrän nur, die mir im Auge hängt,
Sie ist mit mir, sie ist mir treu geblieben,
Ein stehend Kind, das sich hervorgedrängt
Und das man nur aus Mitleid nicht vertrieben.

Allein, allein — die Liebe ist begraben,
Ich selbst bin nur die bleiche Trauerweide,
In deren Zweige sich verwandelt haben
Mein Liebesjubel, meine Liebesfreude;
Und was mich sonst an andre Herzen band,
Mich ließ als Epheu manchen Stamm umranken,
Das hab ich all als nicht'gen Traum erkannt — :
Der Epheu muß allein im Freien schwanken.

Allein, allein! doch Du bist mir geblieben,
Die mit dem Kind zu Spiel und Fest gegangen,
Die für der Jungfrau frühling'selig Lieben
Die Töne fand, die nur von Liebe klangen.

Du, die mir ihren Zauberstab verlieh,
Die Nacht zu hellen, wo sie mich umdunkelt,
Du bist mir treu, bist mein, o Poesie,
Sei auch der Stern, der diese Nacht mir funkelt.

Ja sei ein Stern an meinem Abendhimmel,
Sei Du mir selbst ein treuer Hesperus.
Doch in des Lebens, in der Zeit Gewimmel
Strahl andern als des Morgensternes Gruß,
Ob abendlich mir Aug in Thränen taut,
Ob in mir Nacht— was brauchts die Welt zu wissen!
Die Welt, für die ein neuer Morgen graut,
Der sie aus Traum und Schlummer aufgerissen.

Und diesem Morgen jauchz' auch ich entgegen,
Wo wir der Freiheit Sonnenaufgang feiern,
Den heißen Erntetag, wo reichen Segen
Von langer Saat wir sammeln in die Scheuern.
Das Los, das einer jungen Blüte fiel,
Wer wird nach dem bei solcher Ernte fragen?
Ob sie verwelkt, geknickt an ihrem Stiel —
Nehmt sie zum Festkranz auf dem Erntewagen.

Nein, nicht allein! — will mich auch niemand lieben —
Will niemand meines Herzens Qual verstehen —
Muß jedes Band zerreißen und zerstieben
Weithin zerflatternd in die Lüfte wehen:

So nehm ich dieses Herz das ungezähmte
Und leg es meinem Vaterland zu Füßen—
Das sich um eines Menschen Schicksal grämte —
Dies Herz soll nur dem Ganzen sich erschließen.

Und an die Armen sei's dahin gegeben,
Die obdachlos vor prächt'gen Häusern stehen
Und hungerbleich die leere Hand erheben,
Auf die verächtlich stolz die Reichen sehen.
Die kleine Münze, die ich Euch kann weihen,
Ihr Armen lindert wenig Euren Schmerz
Doch hör ich Euer Rufen, Euer Schreien,
So steh ich Euch: „nehmt Ihr, nehmt Ihr mein Herz!“

O könnte ich aus allen Euern Jammern,
Aus allen Freveln, die an Euch geschehen
Aus aller Not in Euern öden Kammern,
Vor denen Laster als Versucher stehen.
Könnt ich ein Lied aus diesen Allen weben
Und könnt es laut auf allen Gassen singen —
Dann sollten wohl viel starre Herzen beben,
Viel Augen übergehn, viel Ohren klingen.

Nein, nicht allein! — ich will nicht fürder träumen
Vom eitlen Herzen, das nach gleichem strebte,
Will Herz und Schmerz nicht, Not und Brot nur reimen
Und will es büßen, daß ich selbst mir lebte.

Mich segnet ja der Himmel doch durch Lieder,
Wenn er mir auch verweigert Gut und Gold,
Was er mir giebt — den Armen weih' ichs wieder
Ein Liebeszeichen, das ich gern gezollt.

Im Hirschberger Thal.

Es ist wohl eine ‚Freudenthrän‘
Mir in das Aug getreten
Als ich die Gegend hier gesehn,
Ein wortlos silles Beten
Hier, wo die Berge rings herum
Sich heben wie Altäre
So feierlich, so ernst und stumm
So stark zu Gottes Ehre.

Es trägt das Haupt der Koppe Schnee,
Hell schimmert die Kapelle
Es springen von der Berge Höh
Die muntern Wasserfälle ;
Die Wiesen sind so frisch und grün,
So schön die dichten Wälder
Und wunderbare Blumen blühen,
Hoch stehn die Saatenfelder.

Mir ist ich sei im Paradies
Wenn ich so ringsum schaue!
Und hingefunken träum ich süß
Auf dusterfüllter Aue.
So traut, so heimlich ist's im Thal,
Und von den Bergen droben
Klingts wie ein Gruß von Rübzahl,
Der seine Stimme erhoben.

Doch weiter setz ich meinen Fuß,
Hin wo die Menschen wohnen
Ich biete ihnen frohen Gruß
Und sie: „Mag's Gott Euch lohnen!“
Das klingt so traurig, schmerzereich,
Was blickt ihr so zur Erde?
Helf Gott! Du Weib — wie bist Du bleich,
Wie schmerzlich von Geberde?

In Deine Hütte laß mich sehn —
Da drinn am Webestuhle,
Gestalten voller Jammer stehn
Und klappern mit der Spule.
Die Kinder schreien laut nach Brot,
Die blinde Alte singet
Ein düstres Lied vom Freunde Tod,
Der einst Erlösung bringet

Es ist wohl eine Schmerzensthrän',
Mir in das Aug getreten
Als ich die Menschen hier gesehn,
Ein wortlos stilles Beten,
Bis einen Schrei hervor ich stieß. —
O hört ihn nicht vergebens! —
Die Schlange ist im Paradies
Und frisst vom Baum des Lebens!

Bergbau.

Ob Nord ob Süd, ob Schnee ob Sommersgluten,
Das kümmert nie ein echtes Bergmannskind,
Aus ihren Adern muß die Erde bluten
Wo es am reichsten drinnen wallt und rinnt.
Der Fäustel klingt — der Andern Ohr verborgen
Die droben wohnen in des Himmels Blau.
Es fällt ein Schuß — der Tiefe Geister horchen
Und rings ertönt der unterwühlte Bau.

So ist es hier, so ist es allerorten!
Dem Erz ist schon im Mutterleib die Kraft
Den, der ihm naht, Gefahr zu bringen worden,
Nur Fleiß und Kampf befreit es seiner Haft.
Und Fleiß und Kampf ist sein Geschick hienieden,
So dient es Jedem, der sich's unterwarf,
Mag draus die Pflugschar, mag das Schwert man
schmieden.
Den Schienenweg der Länder einen darf.

Dir, Eisen, möcht ein stolzes Lied ich singen
Du kannst ein Engel für die Menschheit sein,
Auf Deinen Wegen ihr Erlösung bringen
Mit Deinen Schwertern kämpfend sie befreien,

Als Pflugschar wühlen in dem Schoß der Erde,
Bis er sich segenbringend rings erschließt
Und grün und wachsend durch ein neues Werde
Nährendes Korn für Alle ihm entspricht.

Du aber, Silber mit dem bleichen Schimmer,
Und Du, sein stolzer Bruder, lockend Gold,
Ihr beide brachtet solchen Segen nimmer,
Die Freiheit nicht, Knechtschaft habt Ihr gewollt.
Und wenn als Engel Ihr der Welt erschienen,
So hat die Welt zu Teufeln Euch gemacht,
Dem Satan nur und seinen Ruhm zu dienen
Steigt Ihr zum Licht empor aus Eurer Nacht.

Steigt Ihr empor — und auf den bleichen Wangen
Des armen Bergmanns glüht ein plötzlich Rot,
An Eurem Glanze seine Blicke hangen,
Bei Eurem Glanze denkt er seiner Not!
Ist es doch all sein Sorgen und sein Mühen
Euch aus dem finstern Kerker zu befreien,
Ihr aber wollt nicht dankbar für ihn glühen
Und glänzt ihm nur zu höhnen seine Pein.

Er hat kein Silber und kein Gold im Hause,
Nur Thränen, nur der Kinder Hungerschrei,
Die harren sein in seiner engen Klausel,
Ein bleiches Weib, in Not und Elend tren.

Und müde sinkt er auf sein Lager nieder
Und stöhnt und hat ein böses Traumgesicht:
Als hörb das Eisen trotz'ge Riesenglieder
Und hielt ob Gold und Silber Strafgericht.

Er springt empor, hebt stolz die starken Arme
Da fährt sein Weib empor wie niemals je,
Und flüstert tonlos matt vom großen Harne:
„Mir ist's als ob ich's plötzlich tagen seh?“
Da ist ihm bei dem Wort der Traum entschwunden,
Er ist erwacht und spricht: „Schnell ist der Lauf
Der kurz uns zu gemessnen Ruhestunden —
Das Glöckchen ruft mich fort! — leb wohl!“ —
„Glück auf.“

Wär' ich gestorben!

Wär ich gestorben in der Kindheit Tagen
Als ahnungsvoll mein erstes Lied ich sang,
Indeß im Marsellaisenwirbel-Schlagen
Das Freiheitsjauchzen meines Volkes klang,
Wo ich versteckt in meiner stillen Zelle
Begeisterungsvoll den Sieg des Fortschritts pries,
Und wo der Neuzeit morgenrote Helle
Ein träumrißch Kind zur Sängrin werden ließ.

Wär ich gestorben, da mich der umfangen
Der mir der Liebe Götterkraft gelehrt,
Beim ersten Kuß auf meine bleichen Wangen
Beim ersten Liebeswort, das ich gehört —
Da schwebten alle Himmel zu mir nieder,
Da lächelten mir alle Engel zu!
In seinem Herzen fand ich meines wieder
In seinem Arm allein der Sel'gen Ruh.

Wär ich gestorben als mit freien Liedern
Mich einst begrüßt ein deutscher Sängerkhor,
Wo ihre Stimmen mir sich zu verbrüdern
Durch näch't'ge Stille schallten laut empor;

Daß ich es fröhlich durfte nun erkennen:
Was ich gestrebt mit redlich frommen Sinn,
Was ich gethan mich Deutschlands wert zu nennen
Die deutsche Jugend nahm es fröhlich hin!

Wär ich gestorben in der Töne Wettern
Beim freudenchor der neunten Symphonie,
Wo Menschen werden zu lebend'gen Göttern
In dem Titanensturm der Poesie;
Wo flammenblicke in das Herz mir glühten
Zu gleicher jubelnder Begeisterung!
Wo neue Paradiese mich umblühten
Und in den offenen Himmel war ein Sprung —

Wär ich gestorben als Du mich, Poete
Von Gottes Gnaden, Schwester hast genannt,
Des klagend Lied und dessen freie Rede
In meinem Herzen lautes Echo fand,
Und als Du selber lauschtest meinem Sange
Wie einer liebgewordnen Melodie,
So lauscht der Strom auf seinem weiten Gange
Der nahen Quelle und dem Strom lauscht sie.

Wär ich gestorben — doch es ist vergebens —
Nicht in den Stunden reiner Seligkeit,
Nicht in der Fülle eines kühnen Strebens
Naht uns der Tod und findet uns bereit!

Erst muß vorbei die stolze Stunde rennen
In der wir zweifellos uns selbst geglaubt,
Erst muß die heil'ge Flamme niederbrennen,
Der Kranz verdorren der uns frisch umlaubt!

Erst müssen wir auf Gräbern wandeln lernen
Und unser Herz muß werden selbst ein Grab;
Die leuchtendsten von unfres Glückes Sternen
Sie müssen vor uns sinken bleich hinab,
Erst wenn wir einsam unter Trümmern stehen,
Entlaubte Bäume unter Eis und Schnee,
Dann dürfen langsam wir zum Tode gehen,
Doch ohne Jubel, ohne Abschiedsweh.

Ich schmücke meinen Speer.

O laßt mich einmal träumen
Im wonniglichen Mai,
Mich ruhn unter Blütenbäumen,
Eh Mai und Lenz vorbei!

Des Wasserfalles Rauschen,
Der Nachtigallen Gesang —
Laßt mich ihn stille belauschen,
Er tönt ja so nicht lang.

Laßt unter grünen Blättern
Mir suchen ein Lager auf,
Wenn wirbelnde Lerchen schmettern
Ihr Lied zum Himmel hinauf.

Und wenn die Wachteln schlagen
Im hohen blühenden Korn,
Indes in duftigen Hagen
Erkeimet jeder Dorn —

Da sollt Ihr mich nicht quälen
Mit Fragen her und hin:
„Wie können wir auf Dich zählen,
Treulose Kämpferin.

„Wenn Du von Träumen befangen
Unter den Blüten liegst,
Wo Schmetterlinge prangen
Im süßen Taumel Dich wiegst?

„Wenn Du im Mondenglanze
Als nächtliche Schwärmerin
Dich schmückst mit blühendem Kranze,
Deß' Dufte betäubt den Sinn?

„Jetzt schlummerst Du selbst im Wachen,
Einst wachtest im Schlummer Du auf
Und rangst mit den feindlichen Drachen,
Die hemmen der Zeiten Lauf.

Und wolltest kämpfen und dienen
Dem Volke bis es frei;
Jetzt lauschst Du summenden Bienen
Als sei aller Kampf vorbei!“

Hört auf, mich so zu quälen
Mit Fragen hin und her;
Ich werd' im Kampfe nicht fehlen,
Doch schmück ich meinen Speer!

Schmück ihn mit blühenden Sprossen,
Mit Halmen schwer und voll,
Und glaubt mir, Kampfgenossen,
Daß er noch treffen soll!

Beim fröhlichen Kränzebinden
Bleibt jung und frisch mein Mut,
Die Starren zu überwinden
Mit Lenzbegeisterungsglut.

Die Halme sollen's erklären:
Mein Speer ist den Armen geweiht,
Nicht länger soll es währen,
Um's tägliche Brot ihr Leid.

Doch selbst in blutigen Kriegen
Man Waffenstillstand hält,
Wenn es sich just muß fügen,
Daß drein ein Festtag fällt.

Den fromme Gläubige ehren
So wollen im Lenz wir thun,
Woll'n seine Feier verklären
Und von den Waffen ruhn.

Und seid Ihr's nicht zufrieden,
Seid Ihr zu streng und kalt,
So ist doch mir beschieden
Die fromme Feier im Wald.

So laßt doch den Poeten
Im Lenz werden zum Kind,
Mit Vögeln und Blumen ihn reden.
Die seine Vertrauten sind.

So laßt mich einmal träumen
Im wonniglichen Mai,
Mich ruhn unter Blütenbäumen,
Eh Mai und Lenz vorbei.

Und auf hört mich zu quälen
Mit Fragen hin und her —,
Ich werd' im Kampfe nicht fehlen,
Doch schmück ich meinen Speer!

Am längsten Tage.

Dem Siegesfeuer gleich auf Bergespitzen,
Das aufwärts flammt bis in des Himmels Blau,
So sieht man heut aus höchster Höhe blitzen
Der Sonne Aug', der königlichen Frau,
So steht sie da auf ihrem höchsten Throne
Und sendet allen Länden ihren Gruß.
Ihr gold'nes Scepter neigt sie rings zum Lohne
Und selbst ihr Lächeln ist ein Flammenfuß.

Wohl mag sie sich an ihrem Werke freuen,
Denn lauter Segen war auf ihrer Bahn,
Ihr Herrschen war ein gütig Gabenstreuen
Und alles Heil ließ sie ihr Land empfahn.
Doch ist es nun mit ihrer Macht zu Ende?
Sie muß! es ist ein ewiges Gebot —
Ihr Antlitz drückt sie in die Wolkenhände
Und weint im Tau, und glüht im Abendrot.

Sie flieht zurück — noch spendet sie uns Segen,
fortwirkend zeugt das Gute Gutes nur,
Noch eine Weile bleibt ein fröhlich Regen,
Noch eine Weile grünt und blüht die Flur,

Noch eine Weile — dann ist's doch zu Ende,
Dann ist ein Sonnengruß ein Augenblick',
Dann fällt die Erde in des Eises Hände,
Und schläft und träumt nur von dem einst'gen Glück

Schon jetzt! Die Vögel haben ausgesungen
Und sitzen stumm bei ihrer jungen Brut;
Das Lied der Nachtigall ist längst verklungen,
Die Grille nur zirpt in des Mittags Glut,
Verstummt ist in der Saat der Wachtel Schlagen,
Bald, ahnt sie, rauscht die Sense zu ihr her;
Es will kein Baum mehr heitre Blüten tragen,
Er neigt sich ernst herab von Früchten schwer.

Ach, einen längsten Tag hat auch das Leben —
Ein jegliches für jedes Menschenherz,
Auch seine Sonne wird sich einst erheben
Zur Scheitelhöh' und zieht dann heimatwärts.
Noch kann ich mutig mit der Lerche singen,
Noch lebt ein Liederlenz in meiner Brust,
Noch kann ich Blüten mir zum Kranze schlingen,
Noch bin ich meiner Lenzkraft mir bewußt.

Und kommt der längste Tag des Herzens Schlagen
Und ist dahin der Jugend heitre Spur:
Noch eine Weile bleibt ein fröhlich Tagen,
Noch eine Weile grünt und blüht die Flur.

Noch eine Weile, dann ist's doch zu Ende,
Dann ist ein Sonnengruß ein Augenblick,
Das Menschenherz sinkt in des Eises Hände
Und schläft — und träumt kaum von dem einst'gen
Glück.

Nein! nimmer mag ich diesen Tag erleben,
Nur keinen Winter für das Menschenherz,
Statt Blüten will ich wohl Euch Früchte geben,
Statt Lerchenlust und Nachtigallenschmerz
Ein ernstes Wirken in dem Dienst der Zeiten,
Das reif geworden in des Sommers Glut —
Mit Thaten will ich statt mit Liedern streiten,
Doch nie gefriere der Begeisterung flut.

O möchte dann mein Los dem Weinstock gleichen:
Er weinet wonnereich am Frühlingstag,
Dann läßt er blühend süße Düste steigen,
Hängt seine Kränze auf an Säul' und Hag,
Da werden Perlen seine Frühlingssähren
Und seine Blüten Purpurglanz und Gold,
Das glänzt und schwillt Begeisterung zu gewähren,
Wenn in den Kelch das Blut der Traube rollt.

Den Weinstock aber ohne Frucht und Ranken
Begräbt man in der Erde Mutterchoß,
Nicht in den kalten Stürmen soll er schwanke,

Soll schlafen, träumen winterahnungslos,
Laß mich, o Gott, ein gleiches Los erringen,
Laß aus den Thränen mir von Lust und Leid,
Aus meinen Kränzen, meinen Liederlingen
Begeisterung strömen in die künft'ge Zeit!

So laß mich meinem Volk zum Segen leben.
So zeige einst mir eine große That —
Wo nicht, so laß mich noch ein Lied erheben,
Das fördern soll auch eine künft'ge Saat.
Laß mich, o Gott, des Weinstock's Los erwerben,
Der mit Begeist'ring alles Volk erfüllt —
Doch in derselben Stunde laß mich sterben,
Von milder Erde, nicht von Schnee verhüllt.

Epilog der „Lieder eines deutschen Mädchens. 1847.“

Hab' manches Lied in dunkler Nacht gesungen,
Wenn heiße Glut durchlodert mein Gehirn,
Bis meiner Harfe Saiten schrill zersprungen
Und kalte Tropfen nähten meine Stirn,
Indes die Wangen wie im Fieber brannten
Und alle Pulse zuckend sich bewegt.
Wenn alle Lichter, alle Sterne schwanden,
Die sonst der Himmel für die Menschheit trägt.
Wenn alles sich in tiefes Dunkel hüllte,
Das eig'ne Leben und das Weltgeschick' —
Dann schrie ich auf im Weh, das mich erfüllte,
Und von dem Schreie blieb ein Lied zurück,
Ein Lied, das trotzig bald mit lautem Toben
Wie Nachtgerögel Unheil kündend lärmte.
Bald wie ein nächt'ger Falter, schwarz durchwoben
Um einen Funken todtesmüthig schwärmte.
Um einen Funken jener Hoffnungssterne,
Die oft verbleichen in der nächt'gen Ferne.

Hab' manches Lied am hellen Tag gesungen
 Bei lauter Sonnengold und Morgenrot,
 Hab' mich zum Himmel jubelnd aufgeschwungen,
 Der blau und lächelnd frohen Gruß mir bot.
 Hab' unverzagt, wenn Wolken auch gewettert
 In gläubig frommer, heilger Zuversicht,
 So wie die Lerchen fest hervorgeschmettert
 Ein stolzes Lied, ein fröhliches Gedicht;
 Und sah ich Blitze auch herniedergleiten
 Zerstörend was die Freiheit aufgebaut,
 Sah ich die Not, das Irrsal dieser Zeiten,
 Ein Anblick wohl, vor dem es jeden graut!:
 Ich fühlte Kraft mit einer Welt zu streiten
 Und meinen Glauben — ich bekaunt ihn laut:
 Die Freiheit kennt kein Enden, kein Vergeh'n,
 Es muß ein Tag mit ros'gem Lichte kommen,
 Da wird der Stein von ihrem Grab genommen,
 Da wird sie schön und glorreich auferstehn.

Da steh' ich nun mit diesen Liedern allen
 Und laß sie klingen in die Welt hinaus,
 Sie sind ja die ser Zeiten W i d e r h a l l e n!
 Die Gegenwart, sie ist ihr großes Haus;
 Drinn sind sie alle ja geboren worden.
 Es steht die Freiheit an des Hauses Pforten —
 Die diesen Liedern Seele einst gegeben,

Sie treibt sie jetzt auch in das rasche Leben.
Drum spricht nur nicht: „was sollen diese Klänge?
Es ist kein Genius, der sie uns weiht,
Es hat das Heute schon genug Gesänge,
Du ringst vergeblich nach Unsterblichkeit.“
Und fragt nur nicht: „Warum dies Freiheitszingen,
Warum dies Träumen von der künft'gen Zeit?
Warum dies trotzge, kühne Schwerter-schwingen,
Dies Siegesgeschrei von künftiger Herrlichkeit?“ —
Warum? müßt Ihr denn auch im Lenze fragen:
Warum das Grün Euch grüßt mit Hoffnungsgruß,
Warum die Vögel Jubelwirbel schlagen?
Das thut das Grün, das Vöglein — weil es muß.

So ist mein Los, so ist mein Lied erkoren,
Wie Osterglocken klingt es durch mein Leben,
Beim frühlingsanfang ward ich ja geboren,
s' war Ostern, als dem Dasein ich gegeben.
Drum laß ich nimmer mir die Hoffnung rauben
Und halte fest im Lieben und im Glauben,
Die Freiheit kennt kein Sterben, kein Vergehn:
Es muß ein Tag in lichter Klarheit kommen,
Da wird der Stein von ihrem Grab genommen,
Da wird sie schön und glorreich auferstehn.
Und diesen Glauben allem Volk zu künden
Will ich als Boten diese Lieder senden.

Sie mögen selbst sich eine Freistatt gründen
 Ich streu sie aus mit hoherhobnen Händen.
 Sie sind ja nichts als jene Frühlingsprossen
 Die mitten unter Sturm und Schneeflocken,
 Von Thränen wie vom Regen übergossen
 Doch Frühling künden, mit den Osterglocken
 Das Fest der Auferstehung einzuläuten
 Und allem Volk das hohe Wort zu deuten:
 Der Gott der Liebe ist vom Grab erstanden,
 Das Reich des Wahn's des Hasses wird
 zu Schanden!

So wirds geschehn. — Es wird ein Tag
 erscheinen

Wo alle Völker frei und stolz sich heben,
 Zu gleichem Ruf, zu gleichem Thun sich einen:
 Sei jedem Volk sein heilig Recht gegeben,
 Das Recht der Sprache und der heimischen Sitten
 Wie sie die Weltgeschichte jedem lehrt,
 Nichts fremdes sei im Vaterland gelitten
 Doch auch kein Thun, das nicht die Menschheit ehrt.
 Ein heilig Erbtheil von Natur empfangen
 Sei jeglichem die eigne Nation:
 Wohl mögen herrlich ihre Säulen prangen!
 Doch hat die Menschheit einen höhern Thron
 Vor diesen Thron solln sich die Völker neigen

Als Brüder, Schwestern sich die Hände reichen.
Das ist der Menschheit neu errungnes Eden,
Das Reich des Herrn, um das wir täglich beten.

Ich weiß' nicht werd ich diesen Tag erleben,
Wo zu der Liebe kehrt sich jeder Sinn,
Wo sich ihr Reich alleinig wird erheben,
Doch fühl ich mich als dessen Bürgerin.
Dem Reich der Liebe will ich Bürger werden,
Als Priesterin ihm leben und ihm sterben!

Und ich bin nichts als ein gefesselt Weib!

Schillers „Jungfrau von Orleans.“

(März 1848.)

Es lag ein dumpfer Fluch ob allen Landen,
Ein dumpfer Fluch auf jeder Menschenbrust;
Die Völker schmachteten in schweren Banden,
Wie Hohn klang jedes Wort von Glück und Lust,
Wie Hohn klang, was die Dichterseher sangen
Von neuer Zeiten goldnem Morgenrot —
Die Freiheitssonne war ja untergegangen
Und alles ringsum nächtlich still und todt.

Da hab' ich traurig oft zu Nacht geseffen
Im wilden Schmerz, der mich nicht schlafen ließ,
Und konnte nicht die Welt um mich vergessen,
Das Leben nicht, das doch nur Elend wies —
Doch immer hörte ich im Geist die Kunde:
Warum im Dunkeln zweifeln an dem Licht?
Geschrieben steht: „Ihr wißt nicht Tag und
Stunde,
Doch kommt der Herr und hält ein Welt-
gericht.“

Und stark im Glauben und im innern Schauen
Warf ich mich wieder in das Weltgewühl,
Sang stolze Freiheitslieder im Vertrauen:
Bald wird zur Wahrheit, was jetzt nur Gefühl.
Und klagend ob der Zeiten schwer Verschulden
An aller Völker Ehre, Seel' und Leib,
Rief ich im Zorn ob schmähhlichem Erdulden:
„Und ich bin nichts als ein gefesselt Weib!“

Erfüllt ward was die Bibelworte sagen:
„Will Gott ein Volk befreien,“ spricht der Prophet,
„Wird er mit Blindheit seinen König schlagen“ —
Da sehn wir wie die Freiheit aufersteht:
Der Julikönig stürzt vom Herrscherstize,
Die Marsellaise wird sein Abschied'gruß,
Sein Purpurmantel schmückt als Freiheitsmütze
Das Mal des Sklavenführers Spartakus.

So ist in Frankreich Tag und Stunde kommen,
Die Weltgeschichte hält ihr Weltgericht;
Ein glorreich Volk hat sich sein Recht genommen,
Ein Volk, das nicht allein mit Worten spricht,
Vor dessen Thaten alle Throne beben —
Und alle Völker wagen diesen Ruf:
Wir wollen frei, ein Volk von Brüdern leben,
Tot ist die Zeit, die feige Sklaven schuf!

Und jubelvoll ringsum im deutschen Lande
Halt es von Gleichheit und von Menschenrecht;
Die Herzen lodern auf im Freiheitsbrande;
Zum deutschen Bürger wird der deutsche Knecht;
Das Volk will nicht nach Blut und Aufruhr dürsten
Doch will es ein Gesetz aus eigener Wahl,
Vor dem es selbst sich beugt sammt seinen Fürsten,
Was ihm gebührt — das will es allzumal!

Freiheit und Gleichheit in den deutschen Staaten
Und jedes Recht, das man uns vorenthielt,
Um das wir lang' als schwache Kinder baten,
Das man versprach und nimmer doch erfüllte:
Das muß uns heut, das muß uns allen werden!
Es kommt die neue Zeit mit ehrnem Gang,
Mit großem Aug' und mutigen Gebärden
Und einem heiligen Triumphgesang.

Arbeit und Brot! Ihr werdet's nicht vergessen —
Das ist die Lösung dieser neuen Zeit!
Gebt dem sein Recht, der keines noch bejessen!
Denkt an der Armut, an des Hungers Leid;
Pflegt wohl der Menschenliebe goldne Saaten
Und pflückt der Freiheitsbäume reife Frucht;
Ist dann des Landmanns Ernte auch misgraten:
Dem Hungertod wird niemand heimgesucht!

O hohe Zeit! rings sieht man Bürgerkronen
Und feiert schon der Freiheit Ostertag,
Und jauchzt im „Männerstolz vor Königsthronen,“
Weckt auf das Volk, das nicht mehr schlafen mag.
O schöne Zeit! könnt' ich mit Euch erheben
Dies deutsche Land, daß frei es sei und bleib'!
Ich bet' um Segen nur für Euer Streben, —
„Denn ich bin nichts als ein gefesselt Weib!“

Robert Blum.

November 1848.

„Ist's wahr? ist's möglich? klang's von Mund
zu Munde!

„Wie konnte solche schlimme That geschehen?“
So fragend Tausende betroffen stehen
Als man von Wien vernahm die Schreckenskunde.

„Ach es ist wahr!“ tönt's jammernd in der Runde,
Zum Opfer wurde Robert Blum ersehen,
Als Märtyrer zum blutigen Tod zu gehen
Dem Volke treu bis zu der letzten Stunde.

Dem deutschen Volke, das ihm fest vertraute
Das ihn gewählt zu seinen Abgesandten
Weil so wie er es keiner je verstanden.

Und jedes Herz sein Hoffen auf ihm baute!
Und Allen, die wie ich ihn ganz erkannten
Verstummt der Schmerz im dumpfen Jammerlaute.

Talisman.

(Spätherbst 1849.)

Daß dieses Herz, das unruhvolle,
Nicht ganz in sich verzagen darf,
Auf welche öde, kalte Scholle
Es auch ein hartes Schicksal warf!

Daß meine Augen leuchtend glänzen,
Als schauten sie gelobtes Land,
Als weilten sie auf Siegeskränzen,
Anstatt auf Kett und Sklavenband!

Das dank ich einem Talismane,
Den mir ein Bote Gottes gab,
Ein Engel mit der Friedensfahne,
Erhaben über Tod und Grab.

Und soll ich noch das Kleinod nennen?
O liebe nur — dann ist es Dein!
Dann magst Du's einer Welt bekennen:
Im Lieben nur ist Trost allein!

Am Schluß des Jahres 1849.

Die Glocken hallen dumpf am Jahresende,
In diesen schweren unheilvollen Zeiten
Ins Grab die deutsche Freiheit zu geleiten —
Ach! ohne Hoffnung daß ihr Los sich wende!

Gefängniß, Flucht und Tod — das ist die Spende
für Alle, die dem Vaterland sich weiheten,
Dem Volke Recht und Einheit zu erstreiten,
Daß es zu einem Reiche sich verbände!

Und doch, und doch! — Die Freiheit kann nicht
sterben
Ein Volk, das sich so opferfroh gezeigt,
Kann nicht für immer, kann nicht ganz verderben!

Und wenn auch jetzt der Hoffnung Saat verblüht —
Wir säten doch — das Volk wird einst noch erben
Um was wir kämpfen und noch nicht erreicht.

Abteilung II.

Aus den Jahren 1850—1860.



Aus der Gefängniszeit 1850 – 1856.

Zwei Fenster

I.

Ein Fenster hinter blendenden Gardinen,
Das hoch und groß den Blick hinein verstattet;
Vom hellen Sonnenglanze ist's beschienen,
Der an den blanken Scheiben nicht ermattet.

Umzogen ist's von grünen Epheuranken,
Lorber und Myrte miteinander streiten,
Jasmin und Rosen wollen blühend danken
Für treue Pflege selbst in Winterszeiten.

Ein Vöglein singt aus offenem Gebauer
Und holt sich Zucker von der Jungfrau Lippen,
Die an dem Fenster näht, wie leiser Schauer
Durchrieselt sie's bei ihres Vögleins Nippen.

„Gesungen Du, wie Er“, so spricht sie leise,
„Doch hast Du nie gekannt ein freies Leben
Und singst es täglich mir in froher Weise,
Dass ich Dir all, was Du begehrest, gegeben!“

Und zu den Blumen ihre Blicke irrten:
„Der Lorber wächst — ihn hat er längst erworben
Und Trieb und Blüten sprießen an den Myrten
Kein einzig Rosenknöspchen ist verdorben! —

„O dürst ich diesen holden Zeichen trauen!
Dürst ich die Blumen an sein Gitter senden —
Wann wird er endlich Lenz und Blüten schauen?
Wann darf die Trennung, wann sein Kerker enden?“

Ein Seufzer, eine Thräne — dann aufs neue
Greift sie zur Arbeit, die sie ihn bereitet —
Singt dazu leis ein Lied von Lieb' und Treue,
Von Gottes Hand, die ihn wie sie geleitet. —

II

Ein Fenster hinter dichten Eisenstäben,
Das klein und schmal kaum einen Blick verstatet
Das nur ein wenig aufwärts zu erheben,
Seringelt Glas, darin das Licht ermattet.

Ein enger Raum wie eine Klosterzelle,
Der Wände Grau, die Farbe der Bedrängnis.
Verscheucht schon früh des kurzen Tages Helle,
Verdunkelt noch das einsame Gefängnis.

Ein bleicher Mann, versunken in Gedanken,
Lehnt an dem Fenster sucht des Himmels Bläue,
Denn auch in seines Kerkers enge Schranken
Schaut noch dies Blau! — die Farbe ewger Treue!

Und seines Mädchens, seiner Trauten Farbe!
Er denkt an sie, die ihm die einzig Eine,
Und wie er leide, wie er duld und darbe,
Er fühlt sich reich, denn sie bleibt doch die Seine!

Sie denkt wie er, sie weiß warum er leidet —
Vor einer Welt hat stolz sie's ausgesprochen:
Wer für den Glauben seiner Seele streitet
Hat nichts vor Gott, noch vor sich selbst verbrochen.

Ein Brieflein hält er zwischen seinen Händen,
Denn nicht verbannt ist solches Liebeszeichen,
Sie dürfen sich einander Grüße senden,
Wenn strenge Fristen auch dazwischen streichen.

Was kann sie andres ihm als Liebe schreiben,
Der keinen Trost bedarf um nicht zu wanken?
Sie meldet ihm, daß Myrt, und Lorber treiben
Und frisches Grün der Hoffnung Ephauranken!

Ein Seufzer, dann ein Lächeln — und aufs neue
Küßt er den Brief, der Wonne ihn bereitet,
Singt dazu leif' ein Lied von Lieb und Treue,
Von Gottes Hand, die sie, wie ihn geleitet.

Bruchsal, im August 1851.

Zwei Eisengitter scheiden Dich von mir! —
Dazwischen schreitet auf und ab der Wächter —

Die Liebe schwingt ihr heiliges Panier,
Ein Talisman für Dich und mich, ein echter!

Kein Händedruck, kein Kuß! — kein Gitter fällt
Und keine Hand kann durch die Stäbe langen,
Und selbst das Wort von Laurern rings umstellt,
Es bleibt im Bann, es ist wie Du gefangen. —

Die Ihr Euch liebt in Freiheit hoch beglückt:
Vermögt Ihr wohl ein solches Wiedersehen?
Euch auszumalen, Herz an Herz gedrückt,
Wie möchtet Ihr vor solchem Gitter stehen?

Wir standen so: Wir sahn uns Aug in Aug. —
Ein Siegeszeichen strahlt von unsten Stirnen.
So zieht im Sturm ein Sonnenaufgangshauch
Um ferner Alpen hochgetragne Firnen.

Und Sonnenaufgang war's und Lerchenruf
Und Hallelujahsang aus höhern Sphären!
Noch einmal Gott die schöne Welt erschuf —
Und es ward Licht; die Schöpfung zu verklären.

Und es ward Licht! die Augen wurden hell,
Das Seel' um Seele auf den Grund sich schauten
Und jubelnd flog das Herz zum Herzen schnell,
Daß sie sich so das Seligste vertrauten.

Zwei Eisengitter zwischen Dir und mir —
„Vorbei die Stunde!“ mahnt der rauhe Wächter —
Die Liebe schwingt ihr heiliges Panier
Ein Talisman für Dich und mich, ein echter.

Jöblich, im Mai 1853.

Ein Pfingsten kam — o welche Festesfeier!
Der schöne Mai im hellen Blütenkranz
Zerreißt des Himmels düstern Wolkenschleier,
Und zeigt ihn in seinem blau'sten Glanz. —

Kann solche Wonne auch im Kerker wohnen?
Ist da auch Frühling, auch der holde Mai?
Glühn auf Gefangnenstirnen Flammenkronen,
Des heil'gen Geistes wunderbare Weih?

Und ist im Kerker holde Maiewonne,
Geoffenbart in Lenz- und Liebeslust?
Dreimal gesegnet hohe Pfingstensonne,
Die solche Stätte zu erhellen gewußt!

Der Riegel sprang und schloß er auch sich wieder
Ich war bei Dir, und bot Dir meinen Gruß —
Du neigtest lächelnd Dich zu mir hernieder
Die Worte starben im Verlobungskuß.

Der erste Kuß! — bei uns der Kerkermeister
Kein Augenblick nur trauter Einsamkeit;

Doch hemmte nichts die Wonne unsrer Geister —
Der Raum war enge, doch die Herzen weit.

Von Deiner Stirne sprach des Geistes Weibe
Und Deine Rede war von Gott entflammt —
Ich bat ihn nicht, daß er Dir Trost verleihe —
Er gab Dir mehr — sein hohes Priesteramt.

Ich hätte mögen vor Dir niederknieen,
„Mein hoher Herr!“ Dich nennen demutvoll —
Und ließ mich doch in deine Arme ziehen,
Daß mir das Herz in süßer Wonne schwoll.

Und vor uns eines neuen Kerfers Schauer,
Und neuer Trennung unermessnes Leid —
Die Liebe, im Bewußtsein ew'ger Dauer
Schwang doch sich siegreich über Raum und Zeit!

Die Liebe triumphiert ob aller Schranken,
Daran ein liebeleeres Herz zerschellt:
Du mein! ich Dein! — kein Zweifel mehr, kein Wanken!
Und siegreich überwunden ist die Welt!

III.

Waldheim, 4. März 1854.

Fünf Jahre sind im Kerker schon vergangen —
Zum fünften mal kehrt Dein Geburtstag wieder —
Ich kam zu Dir mit Sehnen und mit Bangen —
Und tief beschämt senk' ich mein Auge nieder

Vor Deiner Herrlichkeit in Schmach und Leiden,
Vor Deiner Kraft im Dulden und Entbehren!
Du sprichst von Liebe nur, von Seligkeiten,
Wo andre sich in Schmerz und Jorn verzehren!

Ein Gitter fiel — doch eines ist geblieben,
Uns trennend, die wir ewig doch verbunden —
Die wir ganz eins im Streben und im Lieben,
Wie That und Wort seit Jahren es bekunden!

O laß mich Dir die Hand durchs Gitter reichen!
Du neigst Dich nieder — küßt sie süß und heiß,
Dazu des Blickes holdes Liebeszeichen —
Kein andres brauchts, da ich so froh Dich weiß!

Sieh, Deiner Küsse und des Gitters Spuren
Sind meiner Hand so sichtbar eingepreßt
Wie Nägelmale, wie auf Frühlingstüren
Ein Quell hervorbricht und drin Wunden schlägt.

Von Nägelmalen wissen wir zu sagen,
Von Quellen, die als helle Thränen flossen,
Doch auch von Blüten, die wir in uns tragen,
Die aus den liebeselgen Herzen sprossen!

Ein Gefangner.

(1852).

Auf des Erzgebirges Kamme
Stand der Berge freier Sohn,
Hohen Geistes Feuerflamme
Schien aus seinem Aug' zu lohn,
Unter goldnen Lockenhaaren
Glänzt auf hoher Stirn geschrieben:
In dem Dienst des Ewigwahren
Bin ich fest und treu geblieben.

Wie e n Held vergangner Zeiten
Schwert und Keier in dem Arm,
Für das Recht bereit zu streiten
Gegen mächt'ger feinde Schwarm,
Mit dem Liede, mit dem Schwerte,
Mit der Schrift voll hohem Sinne,
Den Verlassnen ein Gefährte,
Treu und keusch im Dienst der Minne.

Also auf der Heimat Fluren
Blickt er sinnend her um sich
Bei des Frühlings ersten Spuren,
Da der Winter zagend wich — :
„Ein Gefangner!“ hört man flüstern,
Sei's auch nur von seinem Hüter.
Oder von des Waldes Rüstern,
Die ihn grüßen als Gebieter.

Ein Gefangner schon seit Jahren
Und verurteilt jahrelang,
Weil, die Freiheit zu bewahren,
Er das Schwert im Kampfe schwang —
Und nun heut von seiner Kette
Auf den einen Tag befreit —
Zu des Vaters Sterbebette
Gab sein Wächter ihm Geleit.

Horch! ihn grüßt der Freiheit Lerche,
Die von fern er nur gehört,
Grüßend stehn die alten Berge
Seiner Heimat hoch verehrt.
In dem dunklen Tannenwalde
Tönt's im Lispeln und im Rauschen:
Sieh! noch bin ich ganz der alte,
Willst mich nicht dem Kerfer tauschen?

Wohl bekannt hier alle Wege,
Manch ein sicherer Zufluchtsort;
Fliehe auf vertrautem Stege,
Flieh' von Deinem Wächter fort!
Also rufen tausend Laute
Lockend in das freie Leben
Dem, der nur den Kerker schaute,
Der noch lang ihn soll umgeben.

Fräß der Gram am Vaterherzen
Um den langgefangnen Sohn,
Daß er stirbt in Sehnsuchtschmerzen,
Wird der Tod nicht auch bedrohn
Seiner Mutter teures Leben,
Wenn er fort im Kerker schmachtet?
Wird die Braut — er sieht sie schweben,
Winken — und sein Blick unnachtet.

Und er träumt von süßen Wonnen,
Sieht die zitternde Gestalt,
Wie aus ihrer Augen Bronnen
Liebesblick und Thräne wallt --
Weiß, er kann ihr Trauern enden
Kann entfliehn, sich ihr vereinen!
Ihr Geschick in seinen Händen:
Sel'ges Lächeln wird dies Weinen! —

Doch — er hat sein Wort gegeben
Und man hat dem Wort vertraut:
Nicht den Fuß zur Flucht zu heben,
Wenn die Heimat er erschaut.
Seinem Richter, seinem Hüter
Hat im Handschlag er's versprochen,
Sei's um alle höchsten Güter:
Nie hat er sein Wort gebrochen. —

Er betritt die heim'sche Hütte,
Küßt des franken Vaters Hand —
Aus der Seinen trauer Mitte
Tiefbewegt der Wächter schwand.
„Diesem Mann kann ich vertrauen!“
Murmelt er mit nassen Blicken,
„Möcht' ihn gern wo anders schauen,
Als zurück zum Kerker schicken.“ —

Mit des Vaters letztem Segen
Der Gefangne tritt hinaus;
Ruft dem Wächter leif' entgegen:
„Führ' mich wieder in Dein Haus.
Habe Dank für diese Stunden,
Die zum Troste mir geworden!“
frei und stolz und ungebunden
Kehrt er zu des Kerkers Pforten.

Sonette.

I.

Du weißt, wie ich in meiner Kindheit Tagen,
Die wie ein Märchen traumdurchwebt verronnen,
Ein hohes Bild den Dichtern abgewonnen,
Die mich erquickt mit ihren Heldensagen.

Ein Ritter, der die Laute bald geschlagen,
Und bald das Schwert geführt, fäh'n und besonnen,
Mit goldnem Haar und blauer Augen Bronnen —
Es war Dein Bild, das ich in mir getragen!

Wie ich Dich jah — da stand es vor mir wieder,
Verwirklicht waren die Heroen-Lieder,
Die ich als Spiel der Phantasie verklagt.

Fast sank die stolze Jungfrau vor Dir nieder,
Und daß Du selbst ihr Deine Lieb' gesagt,
Das hatte sie zu denken nie gewagt!

II.

Entsetzt lag ich vor Deinen Eisengittern,
Weil ich umsonst gestrebt Dich zu erretten,
Indes sie Dich auf hartem Pfähle betten.
Trank ich den Kelch der Leiden still, den bittern.

Doch hört ich auf zu bangen und zu zittern,
Wallfahrend zog ich zu den Kerkerstätten,
Und Liebes-Rosen wandt ich in die Ketten,
Und Sonnenaufgang folgte den Gewittern.

Ein neuer Himmelsruf war mir ergangen:
Den Heldenkämpfer, der so lang gefangen.
Empor ob allem irdschen Leid zu heben,

Ich durft ihn aus dem Kerker nicht befreien,
Ich durfte mehr: den Kerker selber weihen,
Dem Dichtergeiste neue Schwingen geben.

III.

Mir ist so froh, mir ist so leicht zu Sinnen,
Und doch trennt uns des strengen Kerkers Gitter,
Und zeigt mir ganz, wie das Geschick so bitter,
Das mich nach kurzem Gruße treibt vor himmen.

Das ist die Macht im selig süßem Mienen,
Wie es mit Dir mich eint, mein holder Ritter!
Da wird der Schmerz zum fliehenden Gewitter
Von dem die fluren Segen nur gewinnen!

Der Himmel über uns er bleibt uns offen,
Die Sonne bleibt in ihrem Glanze thronen,
Und Märzenluft, die kündigt Frühlingszeit!

Drum laß nicht ab vom Gottvertraun und Hoffen
Der Liebe schönste Paradieseszonen
Erwarten uns noch so viel Qual und Leid!

IV.

O sage nicht, daß draußen Lenz und Leben
Und Glück und Freiheit ihr Panier entfalten,
Ich sah die Welt sich anders ganz gestalten
Seit diese Kerkermauern Dich umgeben!

Laß mich auf Flügeln an Dein Gitter schweben —
Die Menschheit ist was wir von ihr gehalten;
Hoch ob uns allen herrscht des Schöpfers Walten,
Der heute stürzt und morgen kann erheben!

Doch über allen Hader unermessen,
Der noch die Welt zermühlt mit spitzen Waffen
Vom Sonnenaufgang bis zum Niedergange:

Ward doch das ew'ge Werde nicht vergessen,
Das jedem Herzen seine Welt erschaffen.
„Ich liebe Dich!“ spricht es im Jubelklange.

Dem Befreiten.

1856.

I.

Ich hatte keine Thaten, nur Gebete,
Ich war nur groß im Dulden und Ertragen,
Ich wußt' es nur: ich durfte nicht verzagen,
Gott war mit uns, zu dem ich brünstig flehte.

Da kam ein Tag, an dem sein Odem wehte,
Der Freiheit Himmelsstunde ließ er schlagen,
Daß wir einander Herz am Herzen lagen
Und Jubelseufzer waren unsre Rede.

O süße Wonne! seliges Genießen
Nach treuem Harren, Dulden und Entbehren —
Welch Triumphieren, daß wir nie uns ließen!

Wie könnten wir den Freudenthränen wehren,
Die Aug' in Aug' beseligt niederfließen
Und so die Macht, die uns beschützt, verehren?

II.

Wir werden, Herz an Herz, Gedichte leben,
Wenn dieser Trennung herbe Qual bezwungen!
So hofften wir, da wir im Leid gerungen,
Uns nur begrüßt, getrennt von Eisenstäben.

Sonette leben! o die Reime weben,
Sich ja von selbst, so bald wir uns umschlungen,
Um in der Liebe süßen Huldigungen,
Wie Reim um Reim, uns Kuß um Kuß zu geben.

Vor Kerkerthüren hab' ich sonst gestanden,
Auf Deinen Anblick harrend voller Bangen,
Zerdrückte Thränen auf den bleichen Wangen.

Heut aber bin ich selbst in Deinen Banden,
Mit starken Armen hältst Du mich umfangen,
Und nach der Freiheit trag' ich kein Verlangen!

III.

Am Geburtstag 4. März.

Die erste Lerche hört' ich draußen singen
Wohl manchmal schon an diesem Weihetage,
Und immer war's, als ob sie selbst noch frage:
Werd' ich schon jetzt den schönen Frühling bringen.

Und immer war's, als ob auf ihren Schwingen
Sie nähme meinem Herzen jede Klage,
Und weit hinweg in alle Lüfte trage,
Als Jubelhymnus nur zurück zu klingen!

Doch anders heut — als ich ihr Lied vernommen
Erklang es gleich als jauchzender Pöan:
Nun ist der Lenz schon wirklich angekommen.

So zuversichtlich ist mir heut zu Sinnen,
Daß diese Lenzverkündigung kein Wahn,
Daß er schon kam und daß ich mitten drinnen.

Moosrose.

Die rote, blätterreiche Rose,
Voll Duft und tiefverborgner Glut,
Die ohne Dorn im weichen Moose,
Auf zartem Stengel träumend ruht:
Die Rose gab ich Dir zu eigen —
O wie verstandest Du mich wohl!
Du weihtest sie zum Bundeszeichen
Zu unsrer Seligkeit Symbol!

Du willst sie unverwelklich wahren
In Deiner Hand, an Deiner Brust,
Ein Talisman, der in Gefahren
Zu schützen mich und Dich gewußt;
Ein Unterpfund von künft'ger Wonne.
Wenn hinter uns die finstre Nacht,
Wenn eine freie, stolze Sonne
Zugleich auf uns herniederlacht.

Viel Dornen sind auf unsern Wegen,
Doch diese Ros' ist dornenlos,
Du zogst mit warmen Herzensschlägen
Die stille Knospe voll und groß.

Das ist ein Sprossen, ist ein Drängen —
Ein ganzer Hain von Rosen blüht,
Und zu begeisterten Gesängen
Ein jeder Kelch sich öffnend glüht.

So laß uns selig träumend wallen
Im Rosenhain der Poesie,
Und Lied um Lied soll preisend schallen
In süßer Liebes-Melodie.
So laß uns Gott im Himmel loben
Der solche Rosen blühen hieß
Und uns, trotz wilder Wetter Toben,
Die schönste dennoch finden ließ.

So laß uns diesen Gott vertrauen,
Der an den Blumen Wunder thut,
Nicht nur im Blitz ist er zu schauen,
Er redet auch aus Rosenglut.
Wie uns des Wetters Nacht umdunkelt,
Wie Angst und Weh' das Los der Zeit:
Ein heil'ger Strahl im Kelche funkelt —
Die Rose blüht in Ewigkeit!

Geständnis.

I.

Es ahnet niemand meines Herzens Regen,
Das dunkle Meer von meiner Seele Tiefen,
Wie seine Wogen endlos sich bewegen
Und wilde Stürme aus dem Grunde rieseln!

Es ahnt es niemand — auch das Meer verhehlet,
Was es verbirgt in seinem tiefsten Grunde,
Zuweilen nur ist's, daß ein Sturm erzählt
Von seinem Innern mit beredtem Munde.

So ist wohl mir auch manch ein Lied entquollen,
Den Kampf des eignen Herzens zu begleiten,
Doch sah ich's gern vergessen und verschollen
Vor den Trommetenschmettern dieser Zeiten.

Ich stieß ja selber in die Lärmtrommete,
Die trägen Völker aus dem Schlaf zu rütteln'
Ich mahnte immerdar mit lauter Rede:
„Der Knechtschaft Ketten müßt ihr von Euch schütteln!“

Ich warf mich in das regste Weltgetriebe
Und sprach von Freiheit, Recht, vom Vaterlande!
Doch schwieg ich immer von der Glut der Liebe,
Die mir im Innern unverlöschbar brannte. —

Wohl weiß ich wie die flache Welt entscheidet —
Was man nicht laut verkündet auf den Gassen,
Was nicht in Worten ihr vorüber gleitet,
Das kann sie nicht verstehen und nicht fassen.

Drum ahnet niemand meines Innern Regen,
Drum hat kein Herz das meine ganz verstanden!
Wo laut es pocht im stürmischen Bewegen,
Verstummt der Mund, und liegt das Wort in Banden.

So muß ich unerkannt durchs Leben gehen,
Dem Strome gleich, der sich durch Felsen windet;
Die Nächsten mir seh' ich am Ufer stehen,
Wo jede Tiefe ja zur Schwachheit schwindet.

Es ist mein Los! — ich kann um Lieb' nicht bitten,
Doch lieben kann ich noch aus tiefstem Herzen.
Um laut zu künden, was ich still gelitten,
Zu heilig sind mir meiner Liebe Schmerzen!

II.

Und weil ich schwieg und weil in keuscher Scheue
 Ich nimmer auf dem offenen Markt gesungen,
 Von meiner Seele ew'ger Liebestreue,
 Von meines Herzens süßen Huldigungen:

Meint Ihr, ich sei kein fühlend Weib gelieben,
 Indes der Freiheit Fahne ich getragen?
 Ich hab' verlernt zu dulden und zu lieben,
 Weil meine Lieder keine Liebesklagen?

O arme Thoren, die Ihr noch könnt wähen,
 Daß stille Lieb' und lautes Wort sich einen,
 Daß wir die heiligsten von unsern Thränen
 Vor aller Welt vermögen auszuweinen.

Hört Ihr die Nachtigall am Tage schlagen
 In lauter Menschen emsigem Gewimmel?
 Sie wird zur Nacht im stillen Haine klagen.
 Den Menschen nicht, sie singt ihr Lied dem Himmel.

Die Lerche aber singt im Sonnenscheine,
 Sie ruft die Menschen wach zu neuen Thaten.
 Wo sie der Arbeit pflegen im Vereine,
 Schwebt sie am liebsten ob den grünen Saaten.

So hab' ich Euch als Lerche aufgeweckt,
Das Morgenlied der Freiheit vorgesungen,
Als Nachtigall hab' ich mich tief versteckt, —:
Das Lied der Liebe ist in Nacht verklungen!

Der Sohn des Volkes.

„Im stillen Dorfe war's, wo ich geboren,
Wo unter'm Strohdach meine Wiege stand;
Drum hab' ich Treu dem biedern Volk geschworen,
Bei dem mir meine Jugendzeit entchwand.
Die Pflugschaar, hinter der mein Vater ging,
Des armen Herdes kümmerliche Flamme,
Sie sind das Schönste, was ich früh empfing:
Es ist mein Stolz, daß ich vom Volke stamme!

Die Pflugschaar lernt' ich als ein Heil'ges ehren
Und ehren jede Hand, die sie geführt;
Sie ist das Werkzeug, Tausende zu nähren,
Wenn sie die Felder segensvoll berührt.
Die Arbeit ist es, der mein Preis erklingt,
Und drum den Müßigang ich laut verdamme,
Ein Jauchzen meinem Herzen sich entringt:
Es ist mein Stolz, daß ich vom Volke stamme!

Es ist mein Stolz, als Bruder Dich zu nennen,
Der Du das Feld behütet und bebaut;
Im finstern Sturm und bei der Sonne Brennen
Hab' ich mit Ehrfurcht zu Dir aufgeschaut,

Und wärst Du blieben nur ein armer Knecht,
Ich weihe doch Dir meiner Liebe Flamme;
Nur wer nichts thut, ist für mein Herz zu schlecht
Es ist mein Stolz, daß ich vom Volke stamme!

Im Volke, das da schafft mit kräft'gen Händen,
Wohnt auch die Kraft, der Jetztzeit ganzes Leid
Zu Freud' und Freiheit siegend einst zu wenden;
Drum ruf' ich's meinen Brüdern: seid bereit!
Den Bruder, der das Bruderwort verstand,
Den faßt allmächtig der Begeisterung Flamme;
Mich knüpft an Euch ein unzertrennlich Band:
Es ist mein Stolz, daß ich vom Volke stamme!"

An Richard Wagner.

1855.

Von einer neuen Oper sprach man lang,
Voll rauschender Musik und holdem Sang,
Die Deinen Namen uns verkündet;
Und alles Neue lockte mich herbei
Wenn eines deutschen Namens Weib'
Sich deutschem Werk verbündet

In Dresdens Opernhause weilt ich nun:
„Rienzi“ hieß die Oper, „Roms Tribun“.
Mit vollen, feierlichen Klängen
Begann sie, da Dein kleiner Zauberstab
Das erste Zeichen dem Orchester gab,
Daß Tön' an Töne drängen.

Erschüttert lauscht das dichtgefüllte Haus
Wagt kaum zu atmen in dem Tongebraus,
Ruft beifallstürmend in die Scene,
Und immer neu bricht sich Begeisterung Bahn,
Ruft bald „Rienzi“ und bald „Adrian“,
„Colonna und Irene“!

Todtbleich und bebend fand ich mich am Schluß —
Eins wußt ich nur: Es war ein Genius,
Der mich mit Gottesmacht bezwungen.
Ein Genius, der mit Titanenkraft
Das Alte stürzte und ein Neues schafft,
Ein neues Reich errungen.

Da kam der Splitterrichter eitle Junft
Und mäfelte mit alter Unvernunft
An dem, das ihr zu hoch gegeben.
Ich lächelte zu ihrem häm'schen Wort —
Seit jenem Tag warst Du mein Held und Hört
Im kunstgeweihten Leben.

Des „fliegenden Holländers“ Geisterschiff
„Cannhäufers“ und des Wolframs Harfengriff
Und „Lohengrins“ erhabnes Tönen —:
Die folgten nach, wie Stern an Stern sich reiht,
Durchbrechend hell der Wolken Dunkelheit
Am Himmel alles Schönen,

Und immer neu, wie jenes erste mal,
Da sich Begeistrung in das Herz mir stahl
Hab' ichs entzückt bekennen müssen —
Und hab' es — o wie gern — bekannt!
Du hast entdeckt ein neues Land.
Kolumbus! laß Dich grüßen.

Und ob wie er verwehmet und verbannt,
Du einsam weilst im fernen, fremden Land
Dein Stern kann nicht erbleichen.
Mit Donnertönen dringt Dein Name weit
Er glänzt in sieggewohnter Herrlichkeit
Als unser Bundeszeichen.

Dir winkt der Tempel der Unsterblichkeit,
Die jeden Genius der Zukunft weiht,
Der seinem Volk vorangegangen.
Es folgt Dir nach zum Reich, das Du erschaut,
Der Zukunft Kunstwerk wird einst hoch erbaut
Und Dir geweiht prangen.

Drachenfels.

Wo hoch empor die sieben Kuppen ragen —
Die das Gebirg auf festem Scheitel trug,
Gleich Kronen, die sie auf den Häuptern tragen,
Und die der Sturm der Zeit herunterschlug —
Ruinen stehn von Schlössern und Kapellen,
Die sich bespiegeln in des Rheines Wellen,
Dem Schiffer kündend von vergangner Zeit,
Entschwundner und versunkner Herrlichkeit:

Da hebt der Drachenfels sich majestätisch,
Der vorderste, dicht an des Rheines Flut,
Es ist als spräch' er warnend und prophetisch
Zu einer Welt die scheinbar friedlich ruht:
Auch Du hast noch zu kämpfen mit den Drachen,
Die an der Zukunft Paradies bewachen
Den Eingang in der Liebe schönes Reich,
Wo Alle Brüder sind in Liebe gleich. —

Von einem Drachen kündet hier die Sage,
Der Menschenopfer heißte lange Zeit —
Davon kein Fluch, kein Schwert und keine Klage,
Die Stämme, die hier wohnten, je befreit,

Verbrecher, die an ihnen sich vergangen,
Und Feinde, die sie in der Schlacht gefangen
Die stieß man zu des Drachen Höhle fort,
Er würgte sie im schauerlichen Mord. —

Einst aus dem Krieg mit einem fremden Stamme
fiel eine Jungfrau in der Heiden Hand,
Von deren Schöne eine Liebesflamme
In zweier Helden Brust zugleich entbrannt.
Zwei Häuptlinge sich um die Beute stritten —
Da lautete der Richterspruch des dritten:
Daß fürder nicht bestehe solcher Streit,
Die Jungfrau sei dem Drachentod geweiht,

Und schön geschmückt, im weißen Opferkleide
Bräutliche Blumen in dem goldnen Haar,
Am Hals ein reiches goldenes Geschmeide,
Das schon daheim dort prangte immerdar,
Und das man ihr zum Opfertod gelassen —
So schritt sie hin — es malte kein Erblassen.
Kein bleicher Schrecken ihre Wangen weiß,
Gefäßt und mutig stand sie in dem Kreis.

Und da sie nahe zu der Höhle kamen,
Und schon der Drache ihr entgegen sprüht',
Da sprach sie fromm und leis ein heilig Amen
Und sang — gleich wie im höheru Chor — ein Lied.

Aus ihrer Brust zog sie am Goldgeschmeide
Hervor ein Kreuz — ihr höchstes Gut im Leide!
Und hielt es — als geweihten Talisman
Dem Drachen hin — er starrt es wütend an —

Er starrt es an — und plötzlich wie vernichtet
Erbebt in sich sein grimmer Panzerleib,
Den Rachen schließt er, kehrt sich um und flüchtet,
Und flüchtet vor dem unbewehrten Weib,
Und stürzt sich jähling in des Rheines Wellen
Man hört die Schuppen das Gestein zerschellen —
Vernichtet ist mit eins die Schlangenbrut —
Der Himmel flammt in roter Opferglut.

Da scheint verklärt zum goldnen Strahlenkranze
Die Blumenkrone in der Jungfrau Haar,
Ihr Antlitz leuchtet auf im Himmelsglanze
Da sie bezwang die drohende Gefahr.
Und alle Heiden, die das Wunder schauen,
Ergreift alsbald ein niegekanntes Grauen,
Anbetend sinken vor dem Kreuz sie hin
Und vor der Jungfrau gottentflammtem Sinn.

Durch sie zum Glauben reiner Menschenliebe
Durch sie zum milden Christengott bekehrt! —
O daß die Sage doch lebendig bliebe
In unsrer Zeit, die noch vom Wahn bethört!

O läg noch heut in einer Jungfrau Händen
Die Macht die Menschenopfer zu beenden;
Wie schön sich einen solchem Tod zu weihn —
O Gott der Lieb' dürft ich das Opfer sein!

Nebel.

Es lagert rings umher ein grauer Flor. —
Ich weiß es nicht: bricht noch die Sonn' hervor?
Wird dieser Nebel heut sie ganz verhüllen?
Und ob er steigt, und ob er niederfällt?
So frag' ich wohl — doch schweigend ruht die Welt
Und flur und Thal mit Dunst sich füllen.

Es dampft der Wald, ein rauchender Altar,
Einsam darüber kreist ein scheuer Aar,
Er möchte gern empor zur Sonne steigen —
Doch nur ein matter Punkt im Aethermeer
Erscheint sie heut, sonst alles grau umher —
Unheimlich bang ist dieses Schweigen!

Ein Bild der Zeit! Ein Nebel schließt uns ein —
Kein Wetter tobt, es glänzt kein Sonnenschein —
Die Welt gehüllt in eine weite Wolke!
Kein Adlerblick erspäht der Sonne Glanz —
Der Freiheit Sonne — sie verhüllt sich ganz —
Ein dumpfes Schweigen rings im Volke.

Zwei Frauen aus der Reformationszeit.

1. Caritas Pirkheimer.

Mit seinen Türmen, seinen stolzen Warten
Liegt Nürnberg vor des Wandrers Blicken da.
Der aus dem Forst „des Reiches Bienengarten,“
Sich einem Stadtgetrieb' gegenüber sah,
In dem sich tausend Hände eifrig regen,
Das Gute gut, das Schöne schön zu pflegen.

Welch eine Stadt! hier ragen Tempelhallen
Zum Himmel auf durch allen Erdendunst,
Bauhütten dort, drinn Meißelschläge schallen
Zum heil'gen Dienst der Kirche und der Kunst;
Und überall ein froh geschäftig Leben,
Ein heitres Schaffen, rüstig Vorwärtsstreben.

Hoch — wie die Buchen in den Wäldern ragen,
Hoch — wie die Dome, die darnach erbaut,
Hoch — ist das Ziel, dem tausend Herzen schlagen,
Die früh schon all die Herrlichkeit geschaut,
Sich tränken durften an des Wissens Bronnen,
Im Strahl der Kunst, der göttlichen sich sonnen!

Auch Caritas erquickt von solcher Quelle
Und von des Bruders Geisteschatz genährt,
Drängt es begeistert zu der Weisheit Schwelle,
Die zu betreten nur dem Mann gewährt —
Nur eine Freistatt sieht sie für ihr Streben:
Im Kloster darf der Wissenschaft sie leben.

Sie ist ein Weib — und ihres Geistes Blüten
Sieht sie bedroht von rauher Außenwelt,
Drum hat im Klara-Kloster, sie zu hüten,
Sie sich den Himmelsblumen zugesellt,
Die zwischen Mauern wohlgeborgten stehen,
Nicht mehr die Welt, nur noch den Himmel sehen.

Den Himmel in dem eng begrenzten Raume,
Wie hohe Klostermauern ihn gewährt;
Der Reichsstadt Treiben weicht dem sanften Traume,
Der hier allein die Seelen wiegt und nährt.
Hier Steingewölb' statt grüner Buchenhallen,
Durch das der Nonnen Chorgesänge schallen.

Und draußen Wettersturm und sonnig' Tagen,
Der frische Luftzug einer großen Zeit:
Sieghaft wird eine Geisteschlacht geschlagen
Und Licht und Freiheit bilden ihr Geleit,
Daß endlich selbst die festen Klosterstranken
Zerbrochen sind durch leuchtende Gedanken.

Doch Caritas entsetzt sich vor dem Treiben,
Das selbst bedrängt ihr heiliges Asyl,
fern soll die Neuerung dieser Schwelle bleiben,
fern wie ihr selbst das ganze Weltgewühl!
Und würden alle Klöster aufgehoben —
Ihr Widerstand besteht die härtesten Proben.

„Ich weiche nie aus diesen heil'gen Hallen,
Ich öffne nie sie schnöder Ketzerei!“
So hört man ihre festen Worte schallen
Und läßt der Greisin die Entscheidung frei,
Im Kloster weilt sie bis des Todes Winken
Sie abruft freie Himmelsluft zu trinken.

Noch hält sie mit den Armen fest umschlungen
Den Rosenkranz, das Muttergottesbild.
Noch wird der greisen Jungfrau Preis gesungen,
Die ihr Gelübde also treulich hielt:
Weil sie des Lebens Wonnen nie genossen,
Ist nun ein Heil'genschein um sie ergossen.

2. Argula von Grumbach.

Argula hat des Lebens Glück genossen —
Die Liebe führte sie zum Traualtar,
froh ward das heilig feste Band geschlossen,
Das „Ja“ entquoll der Lippe frei und wahr,
Und treu vereint dem liebenden Gefährten
Ward ihr des Weibes schönstes Los auf Erden!

Doch lange nicht — in edler Liebe feier,
Nur wenig Jahre waren hingerauscht,
Da hat ihr junges Haupt den Wittwenschleier
Nur zu schnell für den Brautkranz eingetauscht!
Die blühnden Kinder wiegt als vaterlose
Die Trauernde auf ihrem Mutterschoße.

Im tiefen Schmerze möchte sie vergehen,
Sich flüchten aus dem öden Weltgewühl,
Durch Thränenflöte nur zum Himmel sehen
Zum Gatten auf im sehnenden Gefühl —
Doch ihre Kinder mahnen sie ans Leben,
Sie muß als Mutter, Vater für sie streben.

So sei das heil'ge Erbe angetreten!
Sie weiht sich ganz des Lebens ernster Pflicht,
Recht Handeln gilt ihr mehr als weinend Beten,
Und mehr als Dulden, Streben nach dem Licht;
Die Mutterpflicht gibt ihr den Mut, die Stärke,
Ihr Teil zu fordern an dem Fortschrittswerke.

Dem Fortschrittswerke, das der Mönch begonnen,
Der kühne Luth'er, durch den Kampf mit Rom.
Auch ihr war ja die Bibel längst der Brunnen,
Aus dem sie schöpfte der Begeisterung Strom,
Die Kraft auf seine Seite sich zu stellen,
Mit solchem Licht die Menschheit zu erhellen.

Um ihrer Kinder, um der Menschheit willen
Tritt Argula aus ihrem Fraungemach
Hinaus ins Leben, so den Drang zu stillen
Der auch in ihr von Licht und Freiheit sprach;
Vor Luth'er selbst weiht sie sich seiner Sache
Und hält für ihn, für Glaubensfreiheit Wache.

Sie sucht die Welt, nicht nur ein Stück vom Himmel,
Ihr Horizont ist unbegrenzt und weit.
Sie dient dem Ew'gen in der Welt Getümmel,
Sie dient mit freiem Geiste ihrer Zeit.
Sie fürchtet nicht, daß was im Innern blühe
In Sonn' und Sturm und frischer Luft verglühe.

Sie sucht nicht im Gebet in Klostermauern
Des Gottes gnadenreiche Gegenwart;
Ihr hat er sich in gleichen Ahnungschauern
Im Tempel der Natur geoffenbart;
So dient sie ihm bis auf des Todes Winken
Die treuen Hände segnend niederfinken.

Konrad Gellert

(geb. 1459, gest. 1508.)

I.

Ein lichter Sommertag! von wunderbaren
Prachtfarben glänzen ringsum Berg und Thal.
Es wogt der Main mit seiner spiegelklaren,
Krystallinen Flut, und läßt im Sonnenstrahl
Die weißen Segel schimmern, die er trägt,
Das Ruder blitzen, das im Takt ihn schlägt.

Es scheint das Laub im Abendgold zu beben,
Das alle Hügel seiner Ufer schmückt,
Ein holder Kranz von dichtgeschlung'nen Reben
Ist jedem Berge auf das Haupt gedrückt,
Da funkelt hell wie Gold und Edelstein
Die Traube jetzt, im Römer einst der Wein.

Ein Jüngling wandelt sinnend am Gestade,
Und schaut den Segeln, schaut dem Strome zu:
„O könnt' ich fort mit Dir auf Deinem Pfade,
O wär' ich frei und fessellos wie Du!
Was soll ich nur des Weinstock's Pfleger sein,
Es gärt in mir ein andrer Feuerwein!“

So seufzt er oft, wenn er die Reben schneidet,
Die seiner Eltern traulich Haus umstehn,
Die Arme sehrend er zur Ferne breitet,
Die er in seinen Träumen nur gesehn.
Da kommt ein Floß! — „O trüg' es doch mich gleich
Hinab, hinein ins weite deutsche Reich!“

Der Führer hört's und grüßt mit Freundeswinken,
Es lockt der Main mit seinem Wellenspiel,
Das Ruder lockt mit hellem Silberblinken,
Und Konrad ruft: „So trage mich aus Ziel!“
Ein Gruß, ein Sprung — da stand er auf dem Floß,
Das pfeilgeschwind den Main hinunterschöß.

Noch tönt das Abendglöcklein von Wipfelde —
Ist es ein Mahnruf? ist's ein Segensgruß?
Und wenn das Fahrzeug auch im Sturm zerschellte —
Was kümmert's Konrad noch? — er muß — er muß!
Und ob die Heimat seinem Blick entschwand —:
Ihm ist die Heimat jetzt das deutsche Land!

Fort geht die Fahrt, den ganzen Main hinunter
Bis wo der Rhein sich stolzer ihm gesellt,
Auch rheinhinab — und immer neue Wunder,
Und eine neue ungeahnte Welt!
Wie braust er hin der königliche Strom
Und spiegelt wechselnd Stadt und Burg und Dom!

Und dreht bei Bingen sich das Floß im Kreise
Und ist er von der Loreley bedroht,
Singt Konrad noch ein Lied zu Deutschlands Preise,
Und achtet nicht Gefahr und Kampf und Not,
Und betet nur: „So mag mein Leben sein!
Wie diese Fahrt auf meinem deutschen Rhein.“

II.

Du edles Nürnberg bist wie eine Blume
Im deutschen Reich, so herrlich anzusehn,
Du blühst Dir selbst und aller Zeit zum Ruhme.
Läßt Deine Werke durch die Lande gehn!
Und Deine Tugenden walten fort und fort
In Kunst und Wissenschaft, in Bild und Wort.

Dahin zog es von je die edlen Geister,
Die gern sich laben an des Lebens Glanz,
Die Herrn und Fürsten und die großen Meister
Von jeder Kunst in schön gebundnem Kranz,
Dahin den Flüchtling auch, dem auf dem Floß
Einst rhein hinab die Welt sich erst erschloß.

Und aus dem Jüngling ist ein Mann geworden,
Der Konrad Celtes nicht umsonst genannt,
Den Pickel in den Streit mit Feindeshorden,
Wie ihn geführt der alten Deutschen Hand,
Den schwingt auch Konrad treu in seinen Schriften,
Des deutschen Namens Ehr' und Glanz zu stiften. --

Auf off'nem Markt ein wogendes Gedränge,
Um Kaiser Friedrich rings der Fürsten Glanz,
Der freien Reichsstadt festliches Gepränge
Und eine Jungfrau mit dem Lorberkranz —
Ein Wink des Kaisers — und die Dichterkrone
Verleiht er so dem flücht'gen Bauernsohne.

Wohl mag er denken jetzt der heim'schen Reben,
Die er verließ in ungestümen Drang,
Jetzt kann er edlern Ranken Stütze geben,
Wie er's ersehnt, jetzt strömet sein Gesang:
Gleich heim'schem Feuerwein durch Deutschlands
Marken,
Daß deutsche Kunst und Art daran erstarken.

Jetzt wirbt er überall die Bundesbrüder
In Nord und Süd, zu wahren Deutschlands Ehr',
Die Dichtkunst ihm ein Weinstock, sie die Glieder,
Die er vereint wie Ranken um sich her.
Doch ruhelos — wie damals auf dem Rhein —
So muß hinfort sein ganzes Leben sein.

Ein Dichterlos! ein sturmbewegtes Leben,
Ein prangend Grabmal am St. Stephansdom!
Doch ziemt es nicht drob Klage zu erheben,
Ihn trug ein Floß auf einem deutschen Strom,
Begeisterung war's die ihn dahin getragen: —
Wer Großes leisten will, muß Großes
wagen!

Ein gekrönter Dichter.

Gen Augsburg zog der ritterliche Sänger
Ulrich von Hutten, aus dem fernen Süd;
Italien mag dulden den nicht länger,
Der für die Wahrheit und die Freiheit gluhet.
Der Meuchler Dolche sind für ihn gedungen,
Im goldnen Becher schäumt ein tödlich Gift,
Ein Anathem' von strengen Priesterzungen
Wirft in den Bann des Neurers Lied und Schrift.

So kehrt er zu dem deutschen Vaterlande
Sein treuester Sohn, und vor ihm zieht sein Ruf,
Der Name, den Begeisterung preisend nannte,
Den ihm sein Lied, sein Heldentum erschuf.
Und Augsburgs hochgelahrter Bürgermeister,
Peutinger, öffnet gastlich ihm sein Haus,
Hochehrend grüßen ihn verwandte Geister,
In alle Lande schallt sein Ruhm hinaus.

Ein langer Festzug wogt durch Augsburgs Gassen
Bei stolzer Rythmen jubelndem Geleit,
Ein Jauchzen von der Reichsstadt Volkemassen
Preist laut des deutschen Kaisers Herrlichkeit.

Zum Reichstag war der Kaiser May gekommen,
Der, noch ein Feuergeist im Silberhaar,
Von allen Fürsten, Habsburg Stamm entglommen
Der edelste, der Held' und Dichter war.

Den Helden und den Dichter will er grüßen,
Ulrich von Hutten, dessen kühner Sang
Und Heldenthaten Anrecht wohl verheißen
Auf einen Dank des Helden Theuerdank.
Trompetenstoß und drauf des Herolds Kunde:
Zum Ritter schlug des Kaisers eigne Hand
Vor aller Fürsten feierlicher Kunde,
Den Hutten, der begeistert vor ihm stand.

Er beugt sein Knie zu einem süßern Lohne:
Peutingers Tochter naht, die schönste Maid,
Und drückt aufs Haupt ihm eine Lorberkrone,
Dem Dichter feierlich zum Ruhm geweiht.
Da loht Begeist' rung hell in seinen Blicken,
Er küßt das Schwert, das ihn zum Ritter schlug,
Er küßt die weiße Hand im Hochentzücken,
Die ihm den Lorberkranz entgegenrug.

Wie reich an Wonne diese eine Stunde!
Sein deutscher Kaiser, selbst ein Dichterkeld,
Sein deutsches Volk jauchzt ihm mit einem Munde,
Sein Name klingt hinaus in alle Welt.

Und vor ihm sie, die minnigliche Schöne,
Die liebdurchglüht ihm reicht den Lorberfranz
Er weicht das deutsche Mädchen zur Kamöne,
Wie strahlt sein Aug' von sel'gem Himmelsglanz!

Wo ist ein Held wie er so hochbeglückt?
Sein Bildnis mit dem Lorberfranz und Schwert
Im deutschen Land Palast und Hütte schmückt,
Von Fürst und Volk wird er zugleich geehrt.
Und doch! — die sel'ge Stunde zog vorüber,
Nicht Ruhm, noch Glück, noch Liebe hält ihn auf,
Bald wird sein Auge wieder trüb' und trüber
Und immer dorniger sein Heldenlauf.

Was ist ein Held, der nicht in Thaten zeigt,
Daß er ein Ritter, dem das Schwert zur Hand?
Was ist ein Dichter, der erschrocken schweigt
Wenn man sein Lied zu kühn und trotzig fand?
Kein Hutten ist's! ein Hutten kann entbehren
Der Fürsten Huld — ein Hutten überragt
Mit seinem Geistesfluge Glück und Ehren,
Der Wahrheit tren ruft er: „Ich hab's gewagt!“

Ich hab's gewagt für meines Volkes Sache,
Ich hab's gewagt für Wahrheit und für Recht!
Der deutschen Freiheit stellt er sich zur Wache,
Wird keines Kaisers, keines Fürsten Knecht.

Und sollt er auch der Minne Glück verlieren,
Und sollt er flüchten auch vervehmt, verklagt —
Im Unglück noch bleibt ihm sein Triumphieren,
Das stolze Dichterwort: „Ich hab's gewagt!“

Victoria regia.

Ein holdes Bild aus der Romantik Tagen
Will noch einmal sich uns verkörpert zeigen,
Aus stillem Wasser holde Blüten steigen
Und schwimmen, von den Wellen sanft getragen.

Inmitten sehen wir die Holde ragen,
Als Königin erkannt in diesen Reichen,
Vor der sich freudig alle Nymphen neigen
Wenn sie das Aug' zum Lichte aufgeschlagen.

In blendend Weiß mit rotem Saum gekleidet,
So wiegt sie sich auf ihrem grünen Throne,
Und goldne Fischlein spielend sie umwerben.

Doch wenn sie wieder von dem Throne scheidet,
Dann taucht sie nieder, wie das Haupt die Krone,
Um unterm Blätterschilde still zu sterben.

Abteilung III.

Aus den Jahren 1860—1870.



An August Peters.

(Elfried von Laura.)

Dir.

Wie lag ich gern am Blüthenhag
Von Veilchenduft umflossen,
Bei Lerchentriller, Finkenschlag
Und tausend jungen Sprossen.
Wie lauscht ich da in Frühlingsluft
Den Düften und den Klängen,
Wie ward das all', mir kaum bewußt
Zu tönenden Gesängen.

Wie träumt ich von der Muse Kuß
Und gab mich ihr zu eigen
Und ließ der Lieder lauten Gruß,
In alle Winde steigen!
Wie schwor ich stolz, wie schwor ich kühn:
Der Muse nur zu leben,
Und meines Herzens lodernd Glühn,
Ihr ungeteilt zu geben!

Wie sang ich trotzig in die Welt
Vom heil'gen Frauenrechte,
Stand fest, auf mich allein gestellt,
Im brausenden Gefechte.
Wie arg verkannt' ich wankte nicht,
Ich blieb auf meiner Stelle.
Erbleichte auch mein Angesicht
Das Auge blieb doch helle.

Und sing ich jetzt, so sing ich Dir,
Demütig mich Dir neigend,
Die Lieb' ist meines Liedes Bier,
Zum Himmel jubelnd steigend.
Und denk ich an den stolzen Eid:
Der Muse nur zu leben —
Noch stolzer ist die Seligkeit
Mich Dir zur Muse geben.

Und stolzer jetzt Dein Weib zu sein,
Und Dich mit Lorbern schmücken
Als wollten Andre mir sie weihn,
Auf meine Locken drücken.
Und wenn ein Zweig davon mir blieb,
Den reich' ich Dir mit Kosen.
Du giebst dafür in Deiner Lieb'
Mir Myrten ja und Rosen!

Freihut.

Von hohen Burgen tobet ein wilder Knappentrog,
Geführt von stolzen Rittern, sie sitzen hoch zu Ross.
Es wehn die Helmenbüsche, es blihen Schild und Wehr,
So stürmen sie hernieder — wo ist der feinde Heer ?

Nicht feinde finds, die sie suchen; sie lauern dem
Kaufmann auf,
Und seine besten Waren, die nehmen sie ohne Kauf,
Brandschatzen, höhnen die Händler und rauben all
ihr Gut —
Und die nicht gleich es geben, die büßens noch mit Blut.

Ein tausend Waffenklirren, wie Hagel auf Saaten
fährt
So auf die Warenführer der Wegelagerer Schwert,
Und wie die Halme sinken, so ohne Widerstand
Die Händler wehrlos lassen ihr Gut in Räuberhand,

Gefangen, wer sich wehrte; wer fliehen konnte,
flieht.

Ha! welche holde Jungfrau da bei den Waren kniet,
Ihr Vater ist entkommen — sie wurde festgehalten,
Wie birgt ihr weinend Antlitz sich in des Schleiers
Falten.

„Daß Keiner sie berühre!“ ruft Ritter Adelbrand
Und richtet auf die Jungfrau, und giebt sein Wort
zum Pfand,
Daß er sie schützen werde vor Unbill, Qual und
Schmach
Mit sanften Trostesworten er zärtlich zu ihr sprach:

„O daß ich trocken könnte so schöner Augen
Thänen
Und diese bitt're Stunde zum Troste Euch verklären;“
Sie sieht mit großen Augen ihn ernst und schweigend
an —
Mit solchen Blickes Zauber hat sie's ihm angethan.

Und hinter Schloß und Riegel wahr't er die schönste
Maid,
Was seine Burg nur spendet, es ist für sie bereit;
Ihr Vater läßt ihm bieten ein hohes Lösegeld,
Doch ist sie feil ihm nimmer, selbst für die ganze
Welt!

Wie regungslos und traurig die edle Jungfrau
sitzt!

Wie aus des Ritters Augen ein lodernd Feuer blüzt!
Er wirft sich vor ihr nieder und spricht das Wort
der Minne:

„Was soll ich thun?“ so sagt er, „daß ich Dein
Herz gewinne!“

Aus ihrer Stirne streicht sie des Haares gold'nen
Strom —

Es spiegeln ihre Augen des Himmels blauen Dom.
Ist's Licht der Liebessonne am hohen Firmament,
Ist's zorn'gen Blickes Zucken, wovon ihr Auge
brennt?

„Ihr sprecht von Ritterdiensten — sagt, ist das
Ritterart.

Daß Ihr gemeinen Räubern Euch also beigeachtet?
Daß Ihr friedsame Männer so rücklings überfallt
Und all' ihr Gut, mich selber entführet mit Gewalt?“

„Ihr habt ein Heldenantlitz — stolz leuchtet Euer
Aug'

Und könntet doch verleugnen jedweden Helden-
brauch?“ —

„Halt ein!“ ruft er erschüttert, „sei meine Führerin.
Dir weih ich meine Thaten und alles was ich bin.“

„Das Löf'geld Deines Vaters ich nehm es nimmer an,
frei magst Du zu ihm kehren, denn Du bist frei
fortan!

Doch ich bin jetzt gefesselt — laß mich Dein Slave sein,
Laß mich Dich Herrin nennen und sei auf ewig mein!“

„Laß eine Burg uns bauen, Freiheit sei sie genannt,
Von dort aus will ich schützen die Straßen und
das Land,

Vor räuberischen Rittern der Handelsleute Waren;
Und freie Hut dort finde, wer jetzt nur Not erfahren.“

„Frei magst Du ziehn — ach bleibe und werde
mein Gemahl!

Erhör der Minne flehen! — doch frei ist Deine
Wahl!“

Und sieh, verschämt und glühend wie eine Ros'
am Hag

An seinem Heldenherzen die holde Jungfrau lag.

„Mein hoher Herr!“ sie flüstert und neigt sich
denntvoll

Kein Wort mehr beider Lippen, nur Kuß auf Kuß
entquoll.

Doch plötzlich wie erschrocken empor die Jungfrau
springt,

Des Ritters süßem Kosen gewaltsam sich entringt.

Sie denkt des Vaters Lehren, der klugen Muhme
Warnen

Wie manch ein Bürgermädchen die Ritter so um-
garnen —

Sie zittert vor dem Manne in jungfräulicher Scheu
Und vor dem eignen Herzen — und prüfet seine Treu.'

Sie spricht: „So laßt mich ziehen an meines
Vaters Herd,

Ist Freiheit dann erbauet und bin ich Euch noch wert,
So werd' ich gern Euch folgen ich harr' auf Euch
in Treuen;

Dann mag des Vaters Segen den süßen Bund
erneuen,“

Wohl blickt er traurig nieder, wohl ist ihm weh
ums Herz.

Doch kann er ihr nicht zürnen. Sie wehret seinem
Schmerz,

Und flüstert bittend leise in seligem Umschlingen:
„Willst Du mich selbst nicht heimwärts zu meinem
Vater bringen?“

Und so geschah's — wie staunend vor Ritter
Adelbrand

In seiner Warenhalle der Kaufmann rechnend stand:
Wie viel zum Lösegelde der Ritter fordern werde —
Bis die befreite Tochter ihr Schicksal ihm erklärte.

Als Jahr und Tag vergangen, da lösten all ihr
Wort.
Schloß Freiheit war erbauet, Schutzloser Schirm und
Hort —
Wie manch ein selig Brautpaar die Sonne auch
gesehen,
Doch sel'ger sah sie keines als dies zum Altar gehen.
Und der einst wild geschaltet mit roher Räuber
That,
Jetzt selbst der Bürger Sache vor Kaiser und Reich
vertrat.
So ruft das Weib die Milde im Mannesbusen auf,
So fördert echte Minne der echten Heldenlauf! —

Eine Kaiserin.

Wie wogt durch Frankfurts Straßen ein festliches
Gedränge

Wie scheinen die Paläste, der Kaisersaal zu enge,
Wie flattert hochgewaltig das deutsche Banner vor,
Wie steigt des Reiches Adler so siegesstolz empor.

Das ist der Hohenstauffe, der edle Friederich,
Dem jeder Nebenwerber vom Kaiserthrone wich,
Das ist Held Barbarossa, erwählet und gekrönt,
Zu dessen Ehr' und Feier die Stadt von Jubel tönt.

Tagüber Schauturniere und abends Spiel und Tanz,
Ein frei und froh Gebahren und heitrer Mummenschanz,
Niemanden wird der Zutritt zum Kaiserpaar verwehrt
Der Bürger wie der Ritter sind hier gleich hochgeehrt.

Zur Kaiserin der holden im schönen Damenkranz,
Tritt eine Heldenmaske und fordert sie zum Tanz,
Ein Mann von hohem Wuchse und ritterlicher Art,
In dem sich Kraft und Stärke mit feiner Sitte paart.

Don seinem Arm umfangen, wie schwebt die
Kaiserin

An seiner Seite fröhlich durch alle Reihen hin,
Wie lauscht sie seiner Rede und denket still bei sich:
Wie er vor allen andern so hold und ritterlich.

Dem Tanze folgt ein zweiter, sie bleibt an seiner
Hand —

So Stund' auf Stunde eilend bis zu der letzten
schwand,

Da sich die Masken lösten und Freund und Feind
sich kennt —

„Herr Ritter, Eurem Namen nun Eurer Kaiserin
nennt!“

Sie sprachs mit holdem Lächeln und nahm die
Maske fort —

Er folgte ihrem Beispiel — doch sprach kein einzig
Wort —

Bleich wie der Tod sein Antlitz und rings ein
Schreckenschrein,

Weit von ihm weichen alle, er stand gesohn,
allein!

„Der Henker ist's von Bergen!“ So schrie
man durch den Saal,

Unehrlich wer berührt ihn nur ein einzig' mal.“

Die Kais'rin barg ihr Antlitz vor solcher großer
Schmach
Der Kaiser hoch erzürnet die Donnerworte sprach:

„Werft ihn hinaus und morgen mit seinem eignen
Schwert

Soll er gerichtet werden, er ist des Todes wert!“ —
Doch jeder Knecht auch fürchtet, das er den Henker
streift —

Indeß die Kais'rin selber des Armen Hand ergreift.

Sie hat sich aufgerichtet, und hold wie Rosenthau
Glüht minniglich das Antlitz der kaiserlichen Frau,
Vor Barbarossa nieder sinkt sie auf ihre Knie'
Und steht als ob ein Seraph ihr seine Stimme lieh:

„Ihr laßt mir nicht entgelten, was ist zur Stund'
geschehn,

Ihr werdet's nimmer dulden unehrlich mich zu sehn;
Doch müßt' es Schmach mir bringen, wenn Ihr den
Tod verfügt

Ob den, der mich im Tanze in seinem Arm gewiegt.“

„Verzeihen ist des Weibes und ist des Fürsten
Pflicht,

Weh' ihr und ihm, wenn jemals die Gnade ihm
gebricht,

Um mein= um feinetwillen vergeßet und ver-
gebt!“

Ihr stehend' Aug' sich leuchtend zu dem Gemahl
erhebt.

Nie hat er widerstanden solch minniglichem Blick,
Er bannt die finstern Geister in seine Brust zurück,
Der Zorn auf seiner Stirne schon weicht er allgemach,
Da auch der Henker selber zu seinen Füßen lag:

„Herr Kaiser“ ruft begeistert des Henkers bleicher
Mund —

„Thut Eure Gnade würdig so edlen Weibes kund,
Zu ihrer Reinheit nimmer reicht das Verhängnis je,
Das ich an meine Schritte als Fluch geheftet seh.“

„Zu ihrer Hoheit nimmer reicht niedern Mannes
Art,“

Doch ist dem hohen Weibe noch höhere Kraft gepaart:
Es kann befreien, erlösen, in welche tiefe Schmach
Des Mannes rauhes Wesen ihn auch verstricken mag.“

„Unehrlich kann nicht werden durch mich die
Kaiserin,

Weil sie zu hoch erhaben und ich so niedrig bin,
Doch ich kann ehrlich werden durch ihre Gnad und
Huld —

Drum nehmt mit Eurem Schwerte von mir so
Schmach als Schuld!“

Der Kaiser hört's mit Staunen und sieht die
Gattin an,
Dem Kaiser wie dem Henker hat sie es angethan;
Mit ihren milden Augen daraus ein Engel blickt,
Da hat sie selbst dem Gatten das Schwert zur Hand
gedrückt.

Er hebt es und mit Lächeln zu dem, der vor
ihm kniet
Spricht er: „Nun Schelm von Bergen, von
ehrlichem Geblüt
Und Ritter gleich dem Besten seid ihr von diesem
Tag,

Empfangt vor allen Edlen von mir den Ritterschlag.“

„Heil, Heil dem Kaiser!“ jauchzte der Gäste
große Zahl,
Still aus der Kais'rin Auge sich eine Thräne stahl.
Der neue Ritter fühlte sie heiß auf seiner Hand,
Die wars die ihn geadelt vom alten Fluch entband.

Keno Häffelaer.

Die Niederland! ach, wie viele Jahre
Der Spanier saugt am kriegszeriffnen Mark!
Und würgt das Land, wirfts auf die Todtenbahre,
Doch immer neu ersteht es kühn und stark!
Egmon und Horn und Tausende verbluten,
Die Henker und die Priester stehn bereit,
Hier ein Schaffot — dort Scheiterhaufengluten —
Des Volkes bittre Not zum Himmel schreit.

Zum Kezzer wird, wer nicht vor Rom sich neiget
Zum Hochverräter, wer den Fremdling haßt,
Der auf der Niederländer Nacken steigt,
Den freien Bürger schlägt in Kettenlast.
Verzweiflung bricht hervor in Aufruhrsflammen,
Die immer wachsend durch die Lande lohn —
Fluch sei den Mächten, die der Höll' entstammen;
Der Tyrannei, der Inquisition!

Don Friedrich, Alba's Sohn mit starkem Heere
Rückt listig ein, in das empörte Land,
Verspricht des Friedens freundliche Gewähr
Jedweder Stadt die sein ohn' Widerstand.

O armes Sütphen, o betrognes Narden,
Die Ihr vertrauend ihn bei Euch empfangt!
Weh Euch und Euren heiligen Standarten,
Daß blindlings Ihr so schmachvoll untergingt!

Don Friedrich sprach: „Euch soll kein Leid geschehen!“
Und da sie trauten des Verräters Wort
Und hofften frei aus ihrer Stadt zu gehen,
War Losung Spaniens nur Brand und Mord.
Zur Kirche ruft die Trommel, ruft Geläute
Zur Huldigung — und als sie wohl gefüllt
Ein Priester spricht: „Ihr seid des Todes Beute!“ —
Ein Blutstrom grausig aus dem Tempel quillt.

Ermordet Männer, Frauen, Kinder, Greise —
Die Stadt geschleift, die frei sich unterwarf!
Ein Schrei des Horns — und sei er noch so leise —
Ertönt durch's Land, ob er nicht tönen darf!
Die Leichenhügel und die Aschenhaufen,
Sie reden lauter als die Zunge spricht:
„Im Bürgerblut will Tyranei ersaufen —
So sei's, so sei's! doch unterwerft Euch nicht!“

So tönts in Haarlem als Don Friedrich dräuet,
Der Bürger wächst zum Helden groß und stark.
Ob man vordem den heißen Kampf geschenet,
Jetzt quillt in jedem Arme Heldenmark.

Die Greise fühlen wieder Jugendkräfte,
Der Knabe wie der Jüngling wird zum Mann.
Es ruhn der Arbeit friedliche Geschäfte,
Seit rings der Feind die Stadt umspann.

Und Mond um Monden tapfer widerstand es,
Krankheit und Hunger laden sich zu Gast;
Und manchen starken Kämpfer übermannt es,
Daß mehr und mehr der Hoffnung Stern erblaßt.
Doch wo die Männer zagen giebt's noch Frauen,
Das Herz erfüllt mit frommem Heldenmut;
Ein Hochgefühl verdrängt der Schwäche Grauen:
Begeisterung für der Seele höchstes Gut.

Für Freiheit und fürs Vaterland zu sterben,
Ruft Keno Häffelaer die Frauen all:
„Jetzt ist es Pflicht, uns eine Freischar werben,
Wir hindern oder teilen Haarlems Fall!“
Und eine Fahne schwang sie in der Rechten,
Da sie um sich das Frauenheer entbot:
„Für unsern Glauben, für die Freiheit sechten
Gebietet uns des Landes höchste Not!“

„Mein Gatte ist in gleicher Schlacht gefallen;
Ob auch sein Tod mich warf in bittres Leid —
Ich ließ kein Wort, was ihn verklagte schallen,
Weil er sein Leben seinem Volk geweiht,

Nun darf ich stolz um gleiches Schicksal werben,
Ob nie ich feige nach dem Tod gestrebt!
Und dieses Schwert — ich durft es von ihm erben,
Der Heldengeist des Gatten darin lebt!"

„Heil Keno Dir!“ so rufen tausend Zungen
Und Frau'n und Männer lauschen andachtsvoll,
Noch ist das arme Haarlem unbezwungen,
Wenn Frauenlippen solches Wort entquoll.
Sie hüllen bald in Erz die zarten Glieder
Und scharen sich um Keno kampfbereit —
Und singen ihres Glaubens Schlachtenlieder
Erfüllt von hoher, frommer Freudigkeit!

Sie kämpften kühn mit unerschrocknem Mute
Und sieben Monate hielt Haarlem Stand;
Zehntausend Spanier wälzten sich im Blute,
Als Friedrich endlich doch es überwand.
Und Keno sprach zu einem Kampfgefährten:
„Errette mich vom Schimpf, der mir gewiß,
Wenn wir die Beute solchen Feindes werden,
Der frevelnd jedes heil'ge Band zerriß!"

Und mitleidsvoll nahm er das Schwert des Gatten
Das knieend sie gedrückt in seine Hand.
„Empfange mich, verklärter, theurer Schatten,
Süß ist der Tod für Glaub' und Vaterland!"

Ihr letzter Seufzer war's — im Augenblicke
Zuckt in des Freundes Brust dasselbe Schwert —
Ein Spanier that's mit wilder Zornesdücke,
Weil er die schöne Lebende begehrt. —

Die Niederlande! ach, wie viele Jahre
Der Spanier saugt am kriegszerrissnen Mark,
Würgt hin das Land, wirfts auf die Totenbahre,
Doch immer neu ersteht es kühn und stark.
Und ob's auch auf dem Lande unterlegen,
Erringt's doch auf dem Meere Sieg um Sieg.
Aus blut'gen Jahren sprießt der Freiheit Segen:
Glorreich beendet ist der heil'ge Krieg! —

Mudens Sturm.

„Die Väter bedrängte greulicher Krieg,
Die Muden halfen ihnen zum Sieg!“
Alte Inschrift.

Das ist die Murg, zum Fluß geworden,
Die erst als Waldbach dumpf gebraust, —
O drohe nur des Feindes Horden,
Der frech an Deinen Ufern haust!
Es kam der Reichsfeind über Rhein,
Badenser kämpfen mit Franzosen,
Und wieder heißt: ein Deutscher sein,
Sich zählen zu den Hilfslosen!

Die Festung Rohrburg ruft in Nöten
Reichstruppen auf zu Schirm und Wehr
Die Feinde drohen, brennen, töten —
Zur Rettung naht kein deutsches Heer!
Schon ist verloren Wall um Wall,
Schon stürmt der Feind an allen Thoren.
Singt trotz'ger Siegeslieder Schall —
In Rohrburg Jammerruf: „Verloren!“

Ein Bürger naht dem Kommandanten,
Ein deutscher Bürger schlicht und recht;
Der spricht: „Noch sind wir nicht zu Schanden,
Ich werde kein Franzosenknecht!
Kein Markgraf will, kein Herzog helfen,
Kein Reichsfoldat, kein General —
Sie dienen Waiblingern und Welfen —
Dem deutschen Volke bleibt die Qual!“

„Mir helfen zwanzig Königinnen
Mit ihres Volkes großer Schar;
Die sollen uns den Sieg gewinnen
Und von uns wenden die Gefahr.
Hoch oben auf dem Festungsbau
Sind schon die Truppen und Kasernen —
Kommt, haltet Eure Heereschau,
Wollt meine Mannschaft kennen lernen!“

Und oben auf den höchsten Schanzen
Des Bürgers Bienenkörbe stehen.
Ein Hurrah! — Wie zum lust'gen Tanzen
Zum Sturme die Franzosen gehen —
Und schaut! binab in ihre Reihen
Ein Wurf in weitgeschwungnem Bogen —
Welch Summen, Brausen, Schütteln, Schrein —
Ein Korb dem seine Schar entflohen!

Und zwanzig so! — und Millionen
Von Bienen in der Feinde Heer;
Da gilt kein Rufen und kein Schonen,
Da hilft nicht Sturm und Gegenwehr!
Wie scharf und spitz der Bienepfeil
Versandt mit zornig gift'gem Brummen, —
Und in der Flucht sucht jeder Heil
Vor diesem Stechen, diesem Summen!

Kein Mann hält Stand! die Kämpfer weichen
Vor solcher Freischar kühnem Flug.
Ihr Summen ist ihr Siegeszeichen,
Ihr Stachel mehr als Schwerterschlug.
Die Feinde rings in toller Flucht —
Sie werfen von sich Wehr und Waffen,
Im schnellen Lauf ein jeder sucht
Sich den Verfolgern zu entziehen.

Gerettet ist die deutsche Veste,
Gerettet durch den deutschen Fleiß.
Ein solcher Lohn, er ist der beste,
Der Bürger und der Arbeit Preis! —
In Baden, wo die Veste lag
Die Bienen man als Mücken kennet —
Und Rohrburg ward seit diesem Tag
Zum Danke Mückensturm benennet.

Maria von Medicis in Köln.

Sie, die einst Fürstin — eine Königin,
Nun fern der Heimat — eine Bettlerin!
Aus stolzem Mediceer-Blut entsprossen
Und Herrscherin auf Frankreichs hohem Thron,
Auf dunklem Lockenhaar die goldne Kron',
Vom Purpur wallend die Gestalt umflossen:

Das war Maria in vergangner Zeit —
Doch jetzt — wo ist die einst'ge Herrlichkeit?
Jetzt irrt sie obdachlos von Land zu Lande.
Aufschuß der Samen, den sie selbst gesät,
Zu blut'ger Ernt', von blut'ger Hand gemäht,
Die ihr gereift zum Fluche und zur Schande.

Der eigne Sohn war's, der sie kalt verstieß —
Das ist die Schreckensmacht der Nemesis,
Daß sie Verbrechen sühnt stets mit Verbrechen.
Die Tyrannie stürzt fremde Tyrannie,
Zschleppt immer neue Ketten nur hertei,
Bis daß ein Volk erstarkt sie zu zerbrechen.

Gefangen, wo sie einst Regentin war,
Und dann verfolgt, verbannt für immerdar;
Aus England und aus Holland selbst vertrieben
Betritt sie Köln, die heil'ge Stadt am Rhein;
Unwillig schaut der deutsche Bürger drein,
Und ist doch tren dem heil'gen Gastrecht blieben.

Köln ist der Greisin schützendes Ayl,
Doch manchmal wogt ein zürnendes Gewühl
Mutwillig höhrend unter ihrem Fenster.
Dann flieht erschreckt sie in ihr Schlafgemach —
Ein Heil'genbild, ein reuevolles Ach!
Soll scheuchen ihrer Thaten Rachgespenster.

Da naht ein Julitag, der sie erlöst,
Sie betet, daß der Herr sie nicht verstößt,
Sie nicht in ihren Sünden läßt verderben;
In ihrem Lager steht der Nuntius,
Das Totenglöckchen mahnt wie Himmelsgruß,
Das heil'ge Oel benetzt sie im Sterben.

Ob Frankreich auch die Lebende verstieß.
Die Königsleiche fordert doch Paris
Und holt sie ein mit königlichen Ehren.
Im Kölner Dome blieb allein ihr Herz,
In einem Schrein von wohlgehoffnem Erz,
Noch die Erinnerung an sie zu nähren

Drauf eingegraben war ein frommer Spruch —
Doch Kölner Bürger nannten's eitel Lug
Und stahlen weg die Tafel von dem Male,
Es wagte niemand je sie zu erneun:
Ein Volks-Urteil wie Gottes-Urteil scheun
War Recht in Köln, der Stadt vom heil'gen Grale.

Und trittst Du jetzt in den erhabnen Bau,
Fragst nach dem Platz der königlichen Frau,
So zeigt man dir in dem Drei-Königs-Chore
Die Nägel nur, wo einst die Platte war —
Dir graut — als blickte eine Geisterfchar
Herab vom Gold und Purpur der Empore.

Heinrich von Meissen, genannt Frauenlob.

Vergeblich Mühen, in der Chronik blättern
Drin Deutschlands beste Namen sind gebucht —
Wohl steht da „Frauenlob“ mit großen Lettern,
Doch weiter find' ich nicht, was ich gesucht:
Wie er gelebt, der also schön gesungen
Den Meistersang, das deutsche Minnelied?
Sein Leben in Vergessenheit geriet,
Indes sein Lied doch bis zu uns gedrungen,
Ein Klang der die Jahrhunderte durchzieht.

Von seinem Tod allein wird uns berichtet:
Er starb zu Mainz — und der der Frauen Lob
In holden Versen also schön gedichtet,
Der Frauen Dank auf zarte Schultern hob:
Es ward sein Sarg von Frauen nur getragen
Geschmückt mit Blumen und mit Eichenlaub,
Kein Aug' blieb trocken und kein Ohr blieb taub,
Bei ihren Trauerfängen, ihren Klagen;
Im hohen Dom ruht noch des Sängers Staub.

Wohl mag ich solchen edlen Landsmann preisen,
Der einst die deutschen Schwestern so geehrt,
Und dessen Namen: „Heinrich von Meissen“

Zu „Heinrich Frauenlob“ die Zeit verklärt.
Nach seinem Schicksal gilt es nicht zu fragen.
Es ist erzählt von seinem Leichenzug:
Ein Dichter war er, dem im Busen schlug
Ein flammend Herz, das ein Eliaswagen,
Die Erde feiernd, doch zum Himmel trug.

Wer so der Frauen Huldigung empfangen,
Hat auch verstanden edler Frauen Herz,
Verstanden einer Frauenseele Bangen
Und tief gefühlt der Liebe Lust und Schmerz
Der wandelte in Frömmigkeit und Sitte,
Der war ein freier Mann, ein starker Held,
Bereit zum Kampfe wider eine Welt,
Sang gerne auch in zarter Frauen Mitte,
Sein Lied am Herde wie im Kriegerzelt.

Der schlang um zarte Stirnen Rosenkronen,
Erwarb sich selbst den Lorber in der Schlacht,
Von holden Frauen ließ er gern sich lohnen,
Ob er gekämpft, ob im Lied gedacht.
So zog durch's Leben er im Dienst der Minne,
Und seine Herrin hat ihn hoch beglückt,
Ja ihn zu aller Frauen Preis entzückt,
Sie, die so treu und von so hohem Sinne,
Sein Lied mit holder Unmut ausgeschmückt.

Maguntia! ich knie in deinem Dome,
An Deinem Grabe, Heinrich Frauenlob,
Ich grüße Dich am edlen Rheinesstrome,
Der mich mit seinen Zaubern ganz umwob —
Gleich dir vom Meißner Land mich hergetragen,
Gelockt zu seinem Nibelungenhort.
Dein Grab ist mir auch ein geweihter Ort,
Drum rausch auch einer Jungfrau Leierschlagen
Zu seinem Preis durch alle Lande fort.

Die Aebtissin von Lindau.

Im Heidenturm zu Lindau ein Ritter schmachtet
lang,
Er ist verurteilt worden „zum Tode durch den
Strang“
Dieweil er stürmend, raubend, frech durch das Land
gezogen,
Wild, wie sich oftmals heben des Bodans grüne
Wogen.
Jetzt blickt er durch das Gitter, das ihm den
Weg versperrt,
Dem stolzen edlen Ritter, dem wilden Kunibert.
Und wie zu seinen Füßen des Seees fluten branden,
So denkt er an die Stürme, die er einst selbst
bestanden.
Er liebte eine Jungfrau, Mechthild ward sie
genannt,
Doch ihres Vaters Strenge versagt' ihm ihre Hand —
Da wollte sie der Ritter sich mit Gewalt erringen,
Den Widerstand des Vaters im eignen Schloß
bezingen.

Er zog vor seine Feste und nahm mit Sturm
sie ein,
Warf gier'ge Feuerbrände mit eigener Hand hinein,
Den Vater der Geliebten erstach der wilde Freier, —
Doch sie entfloh ins Kloster und nahm den Nonnen-
schleier.

Und nun im wilden Grimme, verzweifelnd sonder
Rast,
Erliegend seiner Thaten und seines Jammers Last,
Sucht Kunibert Betäubung im Kämpfen, Rauben,
Morden —
Nun ist in Kerkermauern ihm dafür Lohn ge-
worden.

Jetzt führt man ihn zum Richtplatz — der Henker
steht bereit —
Da naht Lindaus Aebtissin im weißen Feierkleid.
Die Menge sieht es staunend — „Das ist der Gnade
Zeichen!“
Ein donnernd „Hoch!“ dann wieder, ein ehrfurchts-
volles Schweigen.

Der Ritter sieht es staunend — der Henker hält
den Strang —
Als ihren Dold, den blanken, die hohe Nonne
schwang.

Sie spricht: „Das Recht der Gnade, das einmal mir
gegeben,
Ich darf es jetzt auch üben, ich weihe dich dem
Leben!“ —

„O wißt Ihr, hohe Frau, wie Schweres er ver-
brach?“

Der Henker zur Mebtiffin mit grimmen Blicken
sprach.

Sie lächelt stolz und ruhig und hat den Strang
zerschnitten:

„Ich hab für ihn gebüßet, ich hab für ihn gelitten!“

„Ein Zeichen, daß der Himmel dir Deine Schuld
vergiebt,

Daß ich Dir darf vergeben, was Böses Du verübt“ —

Und Kunibert erzittert vor ihre Blicke Leuchten,

Zum ersten mal im Leben sich' seine Wangen
feuchten.

„Mechthilde!“ ruft er bebend und hat die Maid
erkannt,

Zu der in Liebesflammen er glühend einst entbraunt.

Und ihre Hand ruht segnend auf des Verbrechers
Stirne —

So ruht die Sonne freudig auf hoher Alpen Firne.

„Ich bin es!“ spricht sie milde und schaut ihn
ruhig an,
So wie das Mondlicht scheint, auf wüste Felsen-
bahn.
Er ruft zu ihren Füßen: „Jetzt fühl ich meine
Sünden,
Da eine Heil'ge nahte, mir Gnade zu verkünden.“ —

Ein neues Kloster steigt am Bodan bald empor,
Das Kunibert erbaute und sich zur Wohnung for. —
Die Liebe, die ihn einstens den Pfad der Schuld
getrieben
Die hat ihn auch erlöset, durch eines Weibes Lieben.

Die erste Schwalbe.

Die Lerche hat schon längst ihr Lied gesungen,
Begrüßt den ersten warmen Sonnenstrahl,
Die Primeln sind beherzt hervorgezungen
Und Blätterknospen folgen ohne Zahl.
Die neue Saat sprießt fröhlich schon hervor
Strebt aus der Erde Schoß zum Licht empor.

Ein Sänger nach dem andern kehret wieder,
Ein Blümchen nach dem andern kommt hervor,
Wir schauen auf die Dornen spähend nieder —
Da blaut und blüht ein ganzer Veilchensthor,
Und junges Grün ringsum das Aug' erquickt,
Das überall nach Lenzeszeichen blickt.

Nur eines fehlt und kluge Leute sprechen:
So lange wir noch keine Schwalbe sehn
Kann sich der Winter noch am Lenze rächen,
Kann alle seine Herrlichkeit verwehn
Durch Schnee und Sturm aus kaltem Ost und Nord —:
Die Schwalbe nur ist unsers Frühlings Hort.

Wir dürfen keinen Frühling je vertrauen
So lang' sich nicht die erste Schwalbe zeigt,
Noch nicht beginnt ihr trautes Nest zu bauen,
Noch nicht mit Zwitschern auf und niedersteigt,
Und fröhlich einzieht in den alten Kreis —
Sie erst bringt uns des Frühlings dauernd Reis.

Und also ist es auch im Völkerleben!
Schon manchmal ward ein hartes Joch gesprengt,
Schon manchmal hat es freie Flut gegeben
Und frisches Grün, das sich hervorgedrängt.
Schon manchmal schiens, als sei es Frühlingszeit —
Dann kam ein Sturm — und alles war verschneit!

Ein Warnungsruf! doch soll er uns nicht rauben
Das frohe Hoffen, daß es Frühling wird,
Den ewigen, den hohen Zukunftsglauben!
Er bleib in jedem Herzen unbeirrt.
Doch niemand sei in Sicherheit gewiegt,
So lange nicht zum Nest die Schwalbe fliegt.

So lange nicht zu uns aus schönem Süden
In jedes Haus ein Friedensbote kam —
So lange nicht am Herde, den wir hüten
Der Freiheit Lied ein jedes Ohr vernahm —
So lange nicht von allen Dächern reden
Nach fecker Schwalbenart die Volkspropheten!

Blumengeister.

Nun ist im Sturm mit Schnee und Eis
Der Winter angekommen,
Hat auf tyrannisches Geheiß
Die Blüten all genommen.

Sie sind dahin mit einem mal
Und hängen welk hernieder,
Es weckt kein milder Sonnenstrahl
Die Frostgetroffenen wieder.

Ihr Glanz, ihr Duft, ihr Leben schwand
Und öd' sind Flur und Garten,
Zur weißen Wüste ward das Land,
Die Flüsse selbst erstarrten.

So sinken in die kalte Gruft
Die letzten Blumenleichen,
Und harren bis der Lenz sie ruft
Aus ihrem Grab zu steigen.

Doch kann der Blumengeister Schar
Wohl nächtlich um noch gehen —
In kalter Mondnacht, hell und klar
Sind sie gar oft zu sehen.

Sie kommen aus dem Grab hervor
Wie neckende Gespenster.
Und blühen — ein kry stall'ner Flor —
An dem gefrorenen Fenster.

Und rufen die Erinnerung wach
An alle Sommerstunden,
Wo Menschenhand die Blümlein brach
Und sie zum Kranz gewunden —

Wo Menschenfuß sie gar zertrat,
Nicht achtend auf ihr Flehen —
Es läßt zu rächen solche That,
Die Geisterschar sich sehen.

Und mahnt mit glänzend heller Schrift:
„Dein eignes Thun bewache,
Damit dich nicht im Winter trifft
Der Blumengeister Rache!“

Romantik.

Der Mond im Silberhagen
Durchzieht die blaue Flut,
Er scheint allein zu wachen
Wo alles schlummernd ruht.

Im Hain und auf den Auen
Erglänzt sein magisch Licht,
Wo helle Tropfen tauen
Ein Baum zum andern spricht:

„Das ist die Geisterstunde,
Schon naht die Mitternacht!“
Da sind im Waldesgrunde
Die Elfen aufgewacht.

Sie tanzen ihren Reigen
Auf Teppichen von Moos,
Und lösen von den Zweigen
Wohl Blüt' um Blüte los.

Das ist ein fröhlich Leben
Im hellen Mondenschein,
Sie hüpfen und sie schweben
Voll Lust waldaus und ein;

Bis daß am Himmelsrande
Versinkt des Mondes Kahn,
Und frühend weckt die Lande
Mit Morgengruß der Hahn.

Die Elfen stehn erschrocken
In Erd' und Felsenspalt —
Der Nebel sinkt in flocken
Auf ihr Versteck im Wald. —

Das ist dein Los ja heute
Romantik, Elfenland!
Du wardst des Tages Beute,
Dein süßer Zauber schwand.

Und wer ihn noch will hegen,
Der muß von hinnen stehn,
Auf tief verborgnen Wegen
In's Land der Elfen ziehn.

Denn sie sind nicht gestorben,
Sie leben fort und fort,
Sie hüten unverdorben
Noch ihren Wunderhort.

Allein nur den Geweihten
Erschließen sie den Pfad —
Wie ist ein Reich zu meiden,
Dem kein Profaner naht!

Was ist die Liebe denn?

I. Frage.

„Was ist die Liebe denn?“ -- „Was ist das Leben?“
Mag es zurück als Gegenfrage hallen —
So lang kein Liebesstrahl darauf gefallen,
Ist's eines Chaos nebelhaftes Weben.

Siehst Du die Sonne leuchtend sich erheben
Und alle Nebel schwindend niederwallen?
Hörst Du der Lerche Morgensang erschallen
Und siehst sie jubelvoll gen Himmel schweben?

Willst Du ihr folgen in das Licht der Sonnen?
Willst Dich mit ihr im blauen Aether wiegen,
Bis Deinem Blick die Erde ganz zerronnen?

Wohl ist die Lieb' solch jubelnd Aufwärtsfliegen,
Doch — daß der Himmel für das Herz gewonnen:
Das ist der Gottheit Zeichen, drinn wir fliegen!

II. Antwort.

Weil nun die Lieb' mir alle, alle Poren
Des Herzens füllt, weil sie mich ganz durchdrungen
fragst Du: ob ich noch gern wie sonst gesungen,
Da ich alleinzig mich der Kunst verschworen?

Die Liebe, die mich also ganz erkoren,
Wähnst Du, hab' wie ein starker Geist bezwungen
Den guten Genius mit Feuerzungen,
Der früher einzog zu der Seele Thoren?

Ein Engel ist sie, der vom Himmel kommen,
Die sel'ge Offenbarung mir zu bringen:
Lieb' und Gesang sind ewig eins geblieben.

Und einer Täuschung hat er mich entnommen:
Sonst wußte ich von Liebe nur zu singen,
Jetzt sing' ich, weil ich innig weiß zu lieben.

Neue Waffe.

Ob eine Welt sich wider mich verschworen,
Ob kampfgerüstet meine Feinde stehn,
Ob jeder Tag ein neues Leid geboren,
Und keine Hülfe ringsum noch zu sehn:

Ob mich bedrohen, tückische Dämonen,
Dienstbare Geister einer finstern Macht,
Die tagessehn nur mag im Dunkel thronen
Im Reich des Bösen und der düstern Nacht —

Ich zittere nicht ich bin getrost und heiter,
Und furchtlos wandle ich die stille Bahn
Zu meinem Ziel mit sichrem Schritte weiter,
Mitleid nur fühl ich bei der Feinde Wahn.

Die alte Fahne wußt ich festzuhalten,
Sie ist noch nicht verschossen und zerschlitzt!
Ich darf sie rein, ich darf sie stolz entfalten,
Daß hell und glänzend ihre Farbe blitzt.

Doch Schwert und Helm, die kriegerischen Zeichen,
Ich hing sie auf am heiligsten Altar,
Und werde darum nicht vom Kampfplatz weichen,
Bin ich der Waffen auch, des Schutzes bar.

Das Schwert vertauscht, ich mit dem Saitenspiele,
Den Helm mit einem immergrünen Kranz,
Doch immer wandle ich zum selben Ziele,
Ob jetzt auch wehrlos, ohne Waffenglanz.

Ich hab ein holdes Zauberwort vernommen
Und unverwundbar hat es mich gemacht,
Vom Himmel ist's, ein Sonnenstrahl, gekommen
Und hat die Lieb' im Herzen angefacht.

Und wenn ich sonst im Haß nur Mut gefunden,
Im kalten Troß hielt in der Hand das Schwert:
Jetzt hat die Lieb' der Freiheit mich verbunden,
Jetzt kämpfe ich von ihrer Macht verklärt.

Sie ist mein Schild, mit dem ich siegen werde,¹
Der Feind erlahmt, wenn er es nur erschaut —
Was braucht es Waffen noch von dieser Erde,
Wenn solche Wehr der Himmel mir vertraut?

Dem toten Gatten.

1864.

I.

Aus Deinem Kerker klangen mir einst Lieder
Voll Liebeslust und wollten mich bereden,
Selbst hinter Eisengittern sei ein Eden,
Weil ich Dir Rosen warf durch sie hernieder.

Als endlich wurde Dir die Freiheit wieder,
Da ward ein Paradies von uns betreten,
In dem der Liebe holde Geister wehten,
Vereint klangen unsre Jubellieder.

Vereint dienten wir des Hauses Ehren,
In süßer Liebe und im heil'gen Streben
Vereint auch für eine Welt zu leben.

Wie wir im Unglück treu geblieben waren
Dem Schwur: der Freiheit Fahne zu entfalten,
So haben wir ihn auch im Glück gehalten.

II.

Noch einmal sprangen auf die Kerkerpforten,
Die um den freisten Geist sich einst geschlossen,
Zu neuer Freiheit führen neue Sprossen —
Und „Sterben“ heißt es mit den Alltags-Worten.

So wie ein Wintersturm aus kaltem Norden
Den Blumen naht mit tötenden Geschossen,
So kam der Tod, das Glück, das wir genossen,
Mit einem einz'gen Schlage hinzumorden.

Jetzt bist Du frei und jetzt bin ich gefangen,
Gefangen noch, allein auf öder Erde,
Die Du verließt, mein herlicher Gefährte!

Und möcht' ich Dir wie einst am Herzen hängen,
Mit Blumen schmücken Deine kahle Zelle,
So leg ich sie auf Deines Grabes Schwelle.

III.

Du hast im Kerker nicht den Mut verloren,
Du wußtest es, daß Gott mit Dir geblieben,
Mir und der Freiheit galt Dein freudig Lieben,
Der Völkerefreiheit, der Du Dich verschworen.

Wir fühlten für einander uns geboren
Und hatten uns der Ewigkeit verschrieben —

Mich hat kein Kerker, hat kein Grab vertrieben,
Steh' ich auch weinend jetzt an seinen Thoren.

Mit Schwert und Leyer standest Du im Leben,
Im Dienst der Freiheit, bist in ihm gestorben
Und hast des Helden Lorberfranz erworben.

Und ruht das Schwert — die Leyer kann ich heben,
Am Grabe selbst steh ich Erinnerungstrunken,
Denn unsre Lieb' ist nicht in ihm versunken!

Christbescherung.

Der Christnacht heilig' Offenbaren,
Das einst an alles Volk erging,
Die Kunde, die durch Engelscharen
Zuerst das arme Volk empfing:

„Die Liebe ist zur Welt gekommen,
Um einen neuen Bund zu weihn,
Ein reines Licht ist hell entglommen
Ein Stern mit wunderreichem Schein!“ —

Die Kunde klingt aufs neue wieder
Zu uns in jeder Weihnachtszeit
Sie tönt durch alle Festeslieder
In jedem Gruß von nah und weit.

„Die Liebe soll die Welt regieren!“
Das ist die Losung allerwärts,
Die Lichter, die den Christbaum zieren
Wie strahlen sie in jedes Herz;

Und all die Gaben, lichtumschwommen,
Für jung und alt, für groß und klein:
Dem Himmel scheinen sie gekommen
In einer Wundernacht zu sein! —

Doch all das Wunder zu vollenden,
Viel Sorgen gab es Tag und Nacht.
Viel Mühen von geschäft'gen Händen,
Viel Opfer freudig dargebracht.

Die Liebe soll die Welt regieren,
Und Weihnacht zeigt, daß sie's vermag,
Doch höhres Ziel muß sie sich kühnen,
Als schaffen nur für einen Tag,

Der eine Tag soll allen lehren;
Solch Mühen und Opfern wohl uns ziert,
Die wir das Wort der Weihnacht ehren:
Daß Liebe nur die Welt regiert —

Auch Völkerwünsche sich erfüllen
Nicht durch das Wunder einer Nacht,
Drum mühe jeder sich im stillen
Bis einst das Liebeswerk vollbracht;

Bis daß im ganzen Vaterlande
Der Freiheit Christbaum leuchtend glüht —
Solch Wunder kommt gewiß zu Stande
Wenn alles Volk darum sich müht.

Jahreswechsel.

Wenn hoch vom Turm die Glocken klingen,
In mitternächtlich ernster Stund'
Des Jahres Scheidegruß zu bringen:
Dann lauschen wir, als werd' uns kund,
Was nun der neue Lauf der Horen
Uns Erdenpilgern bieten mag —
Das Jahr ward neuerjüngt geboren
Und festlich grüßt sein erster Tag.

Doch ist vergeblich alles fragen,
Die Antwort lautet immer gleich:
Propheten sind aus unsern Tagen
Verbannt ins dunkle Sagenreich.
Kein Blick darf in die Werkstatt schweifen,
In der des Menschen Los sich webt,
Kein Arm in das Getriebe greifen,
Das Schicksals-fäden senkt und hebt!

Das mußten alle wir erfahren
In unsrer Lieben engem Kreis —
Gebrochen müssen wir gewahren
Manch hoffnungsgrüne frisches Reis,

Und wo wir's ahnend kaum vermutet,
Da kam uns Rettung aus der Not,
Indessen dort ein Herz verblutet
Weil ihm sein Liebstes nahm der Tod!

Nur eitel ist das ird'sche Hoffen,
Das sich an äuf're Zeichen hält,
Ist nicht in uns ein Himmel offen,
Von dem kein Stern herunterfällt.
Wie sehr auch Sturm und Donner wettet
Und frische Hoffungsfaat zerschlägt
Und alle Rosen uns entblättert,
Wie Staub in alle Winde trägt. —

Ein Himmel, den wir sicher schauen,
Wenn sich der Blick nur aufwärts hebt,
Ein Himmel, den wir selber bauen,
Wenn wir zum höchsten Ziel gestrebt,
Ein Himmel, draus seit Ewigkeiten
Zu uns die Schöpfungsformel spricht,
Die heiligste für alle Zeiten:
Kein Chaos mehr! — es werde Licht!

Kein Chaos mehr — in unserm Leben,
Kein Chaos mehr im Vaterland!
Es werde Licht, — dies unser Streben,
Die Waffe dies in unsrer Hand.

Des Gottesfunks treue Wächter
An heil'ger Freiheit Hochaltar,
Und Feinde aller Lichtverächter:
So grüßen wir das neue Jahr.

Eine Ostererinnerung.

Erinn'ung ruft in meiner Seele
Ein Bild herauf aus früher Zeit:
Das Herz war rein und ohne Fehle,
Ein Schneeglöcklein im Frühlingskleid,
Wie das sich wiegt auf zartem Stengel,
Von jedem leisen Hauch berührt,
So bebt' ich, da der Kindheit Engel
Zu dem der Jugend mich geführt.

Am Osterfest im Feierkleide
Kniet ich am heiligen Altar,
Die Engel schwebten mir zur Seite,
Der Priester bot den Kelch mir dar:
„Ich will“ — er sprach mit leisem Beben
Den Spruch, den er als Segen bot —
„Dir einst des Lebens Krone geben,
Doch sei getreu bis in den Tod.“

„Bis in den Tod!“ das Wort schlug zündend
In meine Brust wie Blitzesstrahl,
Den Kampf des Lebens mir verkündend
Mit Feindesmächten ohne Zahl.

Der goldne Kelch mit seinem Blinken,
Ward zum prophetischen Symbol —,
Dem Kelch des Leidens sollt' ich trinken
Noch oft und viel — ich ahnt' es wohl.

Ich ahnt' es wohl mit stillem Schauer —
Mir war, ich sei zum Kampf gefeit;
In meine Brust kam keine Trauer,
Still ward mein Herz und groß und weit;
Es sehnte sich nach großen Stunden
Von Kampfbegeisterung entbraunt,
Es bebte nicht vor tiefen Wunden
Geschlagen von des Schicksals Hand.

Ich eilte vom Altar der Weihe
Hinaus in die erwachte Flur,
Die Lerche schmetterte, die freie,
Rings lachte hold des Lenzes Spur;
Die ersten Veilchen sah ich blühen —
Ein Dornenstrauch darüber stand,
Ich pflückte sie mit stillem Mähen —
Und Blut entquoll der Kindeshand.

Ein neu' Symbol! ich kniete nieder
Und betete zu Gott empor:
„O gieb mir Veilchen, gieb mir Lieder,
Wie frei sie singt der Lerchenchor

Vom Kelch der Leiden will ich trinken. —
Er ist der Kelch des Lebens auch!
Im Kampfe soll der Mut nicht sinken,
Im Sturm weht der Begeisterung Hauch!"

„Ich möchte Dich um Leiden sehen
Statt sanfter Ruhe, die erschläfft,
Ich kann dem Schmerz ins Auge sehen,
Denn nur im Kampfe wächst die Kraft“ —
Der Himmel stand in Sonnenflammen,
Im Westen glühte Abendroth,
Ich schauerte in mir zusammen:
„Laß mich getreu sein bis zum Tod.“

Ein träumend Kind von fünfzehn Jahren,
Das solch Gebet mit Andacht sprach —
War wohl ein Frevler solch Gebahren?
Ich sinne still der Frage nach.
Erhört ward des Gebetes Schauer,
Es kam das Leid und Kampf und Schmerz,
Es kamen Tage tiefster Trauer,
Und keine Ruhe fand das Herz!

Wohl stiegen Engel auf und nieder
Und standen ihm im Leide bei,
Wohl fand es freie Kirchenlieder,
Ward ihm zum Lied der Schmerzensschrei;

Wohl blühten Veilchen ihm im Lenze,
Im Sommer Rosen wonnevoll —
Doch auf der Liebe schönste Kränze
Des Auges Schmerzensträne quoll.

Du hast's erfleht, Du darfst nicht klagen,
Sei stark mein Herz im neuen Streit!
Kein Ruhen gilt und kein Verzagen,
Du bist gestählt im Kampf und Leid.
Und kannst Du nicht mehr überwinden
Das Schwerste, was das Schicksal bot,
Dann wird der letzte Kampf Dich finden:
Du konntest „treu sein bis zum Tod!“

Pfingstgruß.

Da ist das heil'ge Pfingsten wieder!
Des Lenzes und des Geistes Gruß
Senkt sich mit ihm zur Erde nieder
Im Sonnenglanz und Blütenfuß.

Halb wie der Maien leises Zittern
Im hellen Morgensonnenstrahl,
Halb wie ein dröhnendes Gewittern
Erklingt der Andacht Pfingstchoral.

„O heil'ger Geist, dereinst gesendet
Zum Kampf der Jünger Schar zu weihn,
Daß sie vom Niedern abgewendet
Dem Höchsten diene nur allein. —

„O heil'ger Geist, komm zu uns allen,
Die wir auch heute kampfbereit
Zum Ziele der Erlösung wallen,
Von dem die Menschheit noch so weit.“

Sich Deinem Dienste recht ergeben
Heißt: nur für Freiheit, Lieb' und Licht
Das Schwert des Geistes aufzuheben,
Das blutlos selbst den Sieg ersicht.

Doch thut es not dies Schwert zu schwingen
Gen Slaventum und Haß und Nacht.
Bis Volk um Volk aus ihren Schlingen
Zum selgen Freiheitstag erwacht.

Heil ist nur auf des Lichtes Bahnen,
Nur sie zu wandeln Ehr und Ruhm,
Drum wählt gehorsam seinem Mahnen
Des heil'gen Geistes Rittertum!

Laßt hoch und stolz sein Banner wehen
Mit frischem Maienlaub umkränzt,
Bis wir es siegreich flattern sehen
Von Geistesflammen überglänzt.

Bis alles Volk, selbst geistdurchdrungen,
Vereint, erleuchtet, und befreit
Ein ew'ges Pfingsten sich errungen,
Voll Lieb' und Licht und Herrlichkeit.

Mission der Kunst.

I.

Die Kunst für alle! sie ist uns gesendet,
Daß sie ob niedrer Sorge, allem Leid,
Vom Endlichen zu der Unendlichkeit
Die Blicke wie die Geister tröstend wendet.

Wo sie aus ihrem Füllhorn Segen spendet,
Da werden alle Herzen groß und weit —
Die Kette sinkt, die Schwingen sind befreit,
Die Kerkerhaft der Seele ist beendet.

Und wär Dir nur ein kleiner Teil verliehen,
Ein Echo nur der hohen Gotteskraft —
Genug, Dich aus dem Staub emporzuziehen —

Gelob es nur, vom Zweifel aufgerafft:
Mein Handeln sei ein Klang voll Harmonieen,
Draus sich mein Leben selbst zum Kunst-
werk schafft.

II.

Heißt das dem Leben seine Schuld bezahlen,
Weil wir ein höchstes Ziel doch nie erreichen,
Die Müh' zu scheuen, zu ihm aufzusteigen
Auf steilem Pfad umringt von Warnungsmalen?

Die Sonne winkt mit ihren goldnen Strahlen
Zur Höhe wo die Alltagsnebel weichen —
Dort wird die Welt im andern Licht sich zeigen
Heißt Deine Lösung: tren dem Idealen.

Ist sie Dir fest und treu ins Herz geschrieben,
So laß nicht ab vom mut'gen Aufwärtstreben,
Bist Du auch noch so fern vom Ziel geblieben!

Die Selbstvollendung schuldest Du dem Leben!
Versuche denn, von Menschenlieb getrieben,
Das Ideal der Menschheit zu verweben!

III.

Wie sich auch mag die Schönheit offenbaren,
Und wo sie ihren Einzug je gehalten:
Ob hier in holden menschlichen Gestalten,
Ob dort in Blüten, ob an Kunstaltaren:

Sie ist ein Teil von jenem Ewigwahren,
Das Göttliche auf Erden zu entfalten;
Wo echter Schönheit heil'ge Scepter walten,
Da hat die Welt nur Glück und Heil erfahren.

In jeder Brust weckt sie ein reg' Verlangen,
Daß nie und nirgend ihr Erscheinen fehle,
Die überall mit Jubelruf empfangen.

Doch welche Form sie zur Erscheinung wähle —
Nur eine wird durch alle Zeiten prangen:
Die schöne That ist's einer schönen Seele.

Natur und Kunst.

I.

Wie ist der Wald zur heil'gen Feier
Des Frühlings festlich neu geschmückt,
Und grüßt ihn rauschend als Befreier,
Den Siegeskranz aufs Haupt gedrückt.

Als sei ein Zauber ausgegossen
Herabgeströmt vom Himmelszelt!
So, duft- und gold- und glanzumflossen
Erscheint die neu verjüngte Welt!

Und schön gefellt solch neues Werden
Zur Blumenpracht den Blütenbaum,
Und Lerch' und Nachtigall Gefährten
Und Tag und Nacht ein Wonnetraum!

All überall ein reiches Leben,
Ein Jubelfest in Wald und Flur,
Die schönste Form, das kühnste Streben
Umfließt ein sonniger Azur.

Als überall Verklärungs-schimmer
Auf jeder Höh', in jedem Thal,
Im Mondenlicht, im Sternesflimmer
So wie im goldnen Sonnenstrahl.

In diese Wonnestut zu tauchen,
Zu trinken Duft und Maienthau —
Der Seele Sehnen auszuhauchen
In diese Lüfte süß und lau. —

Kann mehr ein Sterblicher begehren,
Als so in Mailust zu vergehn? —
Der herrlichen Natur zu Ehren
In Blüten wieder zu erstehn!

II.

Wohl ist es schön in Maientagen
Am Herzen der Natur zu ruhn,
Doch schöner ist das kühne Wagen:
Der Schönheit Wunder selbst zu thun.

Wie schön es auch im Mai zu sterben
Um aufzublühn zur Frühlingszeit:
Ein stolzer Geist will mehr erwerben,
Will höhere Unsterblichkeit!

Drum ward ein magisch Band gewoben,
Das Erd und Himmel gleich umschließt,
Und als ein heilger Strahl von oben
Ob unserm Dasein sich ergießt.

Der Kunst geheiligt Offenbaren,
Kam darum in die Menschenwelt,
Daß sie zum Ewig-Schönen, Wahren,
Die Augen uns geöffnet hält!

Halb unser Selbst, und halb ein Wunder
Begegnet uns dies Himmelskind,
Die Seele geht in Wonne unter
Ob sie doch nur sich selbst gewinnt!

Sich selbst gewinnen und erheben,
Dies ist der Kunst erhabnes Sein,
In ihr allein ruht Glück und Leben,
Sie ist der Gottheit Widerschein.

Mag alles sonst auf Erden wanken,
Gefangen sein in Raum und Zeit:
Für ihre göttlichen Gedanken
Erzwingt die Kunst Unsterblichkeit.

Und darum Heil den Weihestunden
Der Offenbarung ihrer Macht:
Der Mensch, der so den Gott gefunden,
Hat die Erlösung mit vollbracht.

Einem Baubruder.

I.

An die Vigilien, die wir gehalten
Vor inhaltsvollen, heil'gen Festestagen
Denk' ich entzückt wie an ein Flügelschlagen
Des Genius, trotz irdischer Gewalten.

Denk' ich mit andachtsvollem Händefalten!
Denn ob dem Niederen emporgetragen
Von der Begeisterung goldnem Sonnenwagen,
Umringten uns nur himmlische Gestalten.

Wie einstens jene frommen Brüderschaften,
Die sich dem Dienst der heil'gen Baukunst weiheten,
Profanem Wesen siegreich sich entziffen:

So soll auch uns ein heilig Paßwort leiten,
Für des vereinten Strebens Reinheit haften,
Und in den Kampf des Lebens uns begleiten.

II.

Das Paßwort, das gleich einem Sonnenstrahle
Den Pfad zum Ziele zeigt, lichtübergossen,
Bauhütten öffnet, die uns sonst verschlossen,
Dies Paßwort heißt: Getren dem Ideale.

Vor dieser Lösung sind mit einem male
Verscheucht die Choren, die es stets verdrossen,
Wenn keusche Seelen Himmelstrank genossen,
Entquollen einem wunderreichen Grale.

Wir aber sind durch dieses Wort verbunden
Mit heiligem Band, durch keine Macht zu trennen,
Seit wir uns so auf gleichem Pfad gefunden!

Und wollen kühn vor einer Welt bekennen,
Daß wandellos, schlug' sie uns drum auch Wunden,
Wir Streiter uns fürs Ideale nennen

Einem Künstler.

Robert.

Du hast's gewagt, den Zauberzweig zu pflücken,
Dich selber der Unsterblichkeit zu weihen,
Uns andern aber höchstes Glück zu leihen,
Im sel'gen Aufschwung und im Weltentrücken.

Du hast's gewagt — uns bleibt nur das Entzücken,
Denn Himmelsmächte sind es, die Dich feien,
An der Heroen edle Schar Dich reihen
Mit ihrer schönsten Glorie Dich schmücken.

Ein Zauberreich mit heil'gen Tempelhallen,
Drinn Geisterscharen jenen Zweig behüten,
Das ist die Kunst zu der viel Tausend wallen —

Doch Wen'gen nur, die um den Zweig sich mühten,
Ist er als Preis des Sieges zugefallen —:
Dein aber ist er, Dein mit allen Blüten!

Lara.

„Wenn Lara kämpft für seine eigne Ehre“,
So kämpft er für die Ehre alles Schönen
Und alles Höhen, kämpft mit Göttertönen,
Und allem Niedrem setzt er sich zur Wehre.

Es ist die Kunst in ihrer ganzen Lehre,
Begleitet von den lächelnden Kamönen,
Die dann sich nah'n, den Genius zu krönen,
Der ein Verkünder ihrer reinsten Lehre:

Das Ew'ge soll im Endlichen erscheinen
Und doch uns selbst ins Reich des Ew'gen heben,
Wo wir der Andacht Freudenthränen weinen.

Zum höchsten Ziel der Kunst, dem einzig einen,
Heißt zu dem höchsten Ideale streben:
Sich selbst der Welt als Ideal zu geben.

Weiße zu den 1868 erschienenen Gedichten.

Einst hab' „des deutschen Mädchens Lieder“
Ich Euch als ersten Gruß geweiht,
Sie hallten wohl bei vielen wieder
In einer sturmbewegten Zeit.

In einer Zeit, drinn ohne Wanken
Ich zu Euch stand, und sonder Scheu,
Daß so in Thaten als Gedanken
Auch ich bewährt die alte Treu. —

Nun Jahr um Jahr ist hingestossen
Seit jener ersten Lieder Klang,
Den, wie der Bäume frisches Sprossen,
Geweckt des Lenzes Freiheitsdrang.

Und wieder möcht ich nun Euch bieten,
Was in der Zeiten rascher Flucht
Der Gott des Sanges mir beschieden,
Wenn ich bei ihm nach Trost gesucht.

Nach Trost in schweren Prüfungstagen,
Wenn alles wankte um und um
Und mich beschützte vor Verzagen
Allein der Dichtung Heiligtum.

Da sang ich bald die eignen Schmerzen
Und bald des Vaterlandes Not,
Entzündete noch Hoffnungskerzen,
Wo Nacht und Elend nur gedroht.

Und ich betrat mit heil'gem Ahnen
Die Tempel der Natur und Kunst,
Die an das Ewige uns mahnen,
Geoffenbart durch Himmelsgunst.

Und grüßt' ich froh die deutschen Lande.
Und floh ich zur Vergangenheit —
Mir ward ein Lied zum Unterpfande
Für deutscher Dichtung Ewigkeit.

Und dieser Lieder bunte Spende —
Ihr Gleichgesinnten, nah und fern —
Ich leg' sie nun in Eure Hände
Mit froher Zuversicht und gern.

Mit Stolz, mich Euch verwandt zu finden,
Die Ihr im Dienst der Menschheit ringt,
Laßt diesen Liederkranz mich winden,
Der meine Grüße zu Euch bringt.

Für alle.

Für alle! hören wir die Worte tönen,
Da wird das Herz uns plötzlich groß und weit!
Sie künden uns wie mit Trommetendröhnen
Den Siegesgesang der echten Menschlichkeit.
Denn anders ist kein heilig' Werk zu krönen
Und anders nie zu enden Kampf und Streit,
Als wenn ein Heil, das in die Welt gekommen
Der Sonne gleich für alle ist entglommen.

„Für alle!“ sangen einst der Engel Scharen
In jener gottgeweihten heil'gen Nacht,
„Für alle will der Herr sich offenbaren
In seiner ewigtreuen Liebesmacht;
Für alle hat er Noth und Tod befahren
Und der Erlösung großes Werk vollbracht,
Das gleich den Gliedern eines Leibes einte
Mit festem Band die gläubige Gemeinde.“

„Für alle —“ klang es im Hussitenheere —
„Ist auch der Gnade Kelch mit Christi Blut,
Denn allen ward verkündet seine Lehre,
Die in der Gleichheit aller Menschen ruht,

Und Erd' und Himmel hat nicht höhere Ehre,
Als nun uns wird mit dem geweihten Gut!"
Im Märtyr'tum, in grauser Todeshalle
Ertönt es noch: „Der Kelch des Heils für alle!"

So wußten sie die Losung recht zu fassen,
Erteilten sie an Mann und Weib zugleich.
Sie wollten nicht das hohe Erbteil lassen,
Das Bürgertum im neuen Liebesreich.
Da gab es keinen Neid mehr und kein Hassen,
Kein Sklaventum, kein Herschen stark und feig,
Die Seelen galt's, die freien, zu erretten
Aus düsterm Bann, aus schwerer Knechtschaft Ketten.

Wo wieder aber ward der Ruf vernommen:
„Für alle Freiheit!" klang es fast wie Hohn,
Denn für die Männer nur war er gekommen
Im Wettersturm der Revolution.
Denn schien auch Joch auf Joch hinweggenommen,
Und stürzte auch in Trümmer Thron um Thron:
Dem Männerrecht nur galt das neue Ringen,
Das Frauenrecht blieb in den alten Schlingen.

Wohl grüßten freie Männer sich als Brüder,
Nur Bürger gab es, nicht mehr Herr und Knecht;
Wohl sangen sie der Liebe Bundeslieder
Und fühlten sich als ein erneut' Geschlecht.

Doch auf die Schwestern blickten stolz sie nieder,
Der Menschheit Hälfte blieb noch ohne Recht,
Blieb von dem Ruf: „für alle!“ ausgenommen —
Ihr muß erst noch der Tag des Rechtes kommen.

Der Frauen Schar, die in den Staub getreten,
Ward nur erhoben an des Glaubens Hand.
Die Besten lernten fromm zum Himmel beten,
Weil ja die Erdenwelt sie nicht verstand;
Die andern aber ließen sich bereden
Sie seien nur bestimmt zu Spiel und Tand,
Es sei ihr höchstes Ziel im süßen Minnen,
Des ganzen Lebens Inhalt zu gewinnen.

Voch wiederum wird einst der Ruf erklingen:
So wie vor Gott sind wir auf Erden gleich!
Die ganze Menschheit wird empor sich ringen
Zu gründen ein erneutes Liebesreich,
Dem Weibe wie dem Mann sein Recht zu bringen
Zu wahren mit des Friedens Palmenzweig.
In laut'rer Wahrheit stolzem Siegeschalle
Tönt's noch einmal: „Erlösung kam für alle!“

Abteilung IV.

Aus den Jahren 1870—1880.

Bur Kriegserklärung 1870.

Schon in der Jugend Morgentagen
fühlt ich mich als ein Kind der Zeit
Und ihrem Hoffen, ihren Fragen
War stets mein Wort, mein Lied geweiht.

Mein ganzes Herz, mein ganzes Leben
War nur erfüllt von einem Ziel:
Mich an mein Volk dahin zu geben,
Welch' Schicksalslos mir sonst auch fiel.

Schon als dies Volk noch harmlos träumte,
Noch still in Ketten lag und schlief —
Als Morgenrot den Himmel säumte
Und Lerchenlied nach Freiheit rief: —

Da rief ich mit und rief so lange
Bis daß er kam, der Freiheit Tag —
Doch nicht zertreten ward die Schlange,
Die zuckend nur zu Boden lag.

In einer Zeit voll Schmach und Leiden,
Die für uns all' verhängnisvoll,
Zu Harfenspiel an Trauerweiden
Doch noch mein tröstend Lied erscholl!

Und nun, da Deutschland sich erhoben,
Ein einig Volk zum Kampf erhebt,
Die deutschen Klängen zu erproben
Dem Feinde stolz entgegengeht,

Dem Feind, vom zitternden Tyrannen
Zu einem frechen Krieg gehehrt,
Der, um die Freiheit neu zu bannen
Sogar das Völkerrecht verletzt:

Nun gilt es Schlachtenlieder singen
Dem deutschen Vaterland geweiht,
Nun gilt's, die deutschen Fahnen schwingen
Im Dienst der neuen, bessern Zeit.

O, daß sie endlich, endlich nahte
Und sei sie auch mit Blut getauft,
Die Freiheit wird auf keinem Pfade
Zu teuer und zu schwer erkauf.

Die Freiheit — wollt' es nie vergessen —
Auch Deutschlands Einheit hat nur Wert,
Wenn wir sie nach dem Segen messen,
Den sie dem ganzen Volk besichert.

O, deutsches Volk — auf, auf zum Siege
Und stürze Frankreichs Kaiserthron
Und Lösung sei in diesem Kriege:
Die Freiheit nur ist Siegeslohn.

Den deutschen Frauen.

Begeisterungsflammen nicht allein zu hüten,
Nein, zu entzünden sei uns Ziel und Ruhm,
Auch wo des Krieges blut'ge Waffen wüthen
Harrt unsrer noch ein Hohespriestertum.

Wir mögen schauern und mit tausend Schmerzen
Den holden Frieden plötzlich weichen sehen,
Beklagen tief aus liebevollem Herzen,
Daß Völker mordend sich gegenüber stehen.

Genüberstehn und Freunde, Gatten, Söhne
Dem Tode weihn in grauer Barbarei —
Doch ziemen nicht allein uns Klagetöne,
Auch ziemt uns nicht ein düstres Wehgeschrei.

Uns ziemt ein stilles, segensvolles Walten,
Zu mildern, zu erleichtern Not und Tod;
Des Mitleids Trost und Segen zu entfalten,
Wo Tausenden nur Fluch und Rache droht.

Und überfällt uns jetzt das tiefste Grauen,
Wir hoffen zu der Menschheit Heil und Ehr:
Einst kommt die Zeit des Friedens und der Frauen,
Dann giebt es nirgend solche Kämpfe mehr!

Ich bin bereit.

(Geschrieben zur Zeit einer Epidemie 1871.)

I.

Ich bin bereit! willst Du hinweg mich rufen
Von dieser Erde, nimm, mein Gott, mich hin.
Der Tod ist meiner Seele nur Gewinn:
Er führt empor zu neuen Lebensstufen.

Die mächt'gen Schöpferworte, die mich schufen,
Die mich erfüllt mit selbstbewußtem Sinn —
Sie werden seit der Welten Unbeginn
In einem ew'gen Echo fortgerufen.

Sie tönen, wirken fort ohn' End', ohn' Ende,
Kings in dem Riesenpulsschlag der Natur,
Als immer neuerjüngte Lebenspende.

Und über mir, im himmlischen Azur,
Dort, wo auch meines Geistes Sonnenwende,
Kann nicht verwehen ihre heil'ge Spur.

II.

Ich bin bereit! — wohl war es schön hienieden,
Als mir bei Veilchenduft und Lerchenschlag,
An manchen sonnenhaften Frühlingstag
Ein innig Lied zu singen selbst beschieden.

Und schön auch, wenn nach Stürmen, nie gemieden,
Nach einem Wetter, das in Blitzen sprach,
Hervor ein bunter Regenbogen brach,
Verkündend einen neuen Sabbatfrieden.

Schön war's, wenn bei des Mondes mildem Leuchten,
Und bei der Nachtigallen süßem Sang,
In tiefer Sehnsucht sich die Augen feuchten.

Und schöner, wenn in der Begeistrung Drang
Sich Herz und Seel' dem Ew'gen nahe dachten —
Doch — wenn dies sterbend nun erst ganz gelang?

III.

O schönes Leben, das der Liebe Bande
Um mich mit allen ihren Zaubern wob!
Ein trauer Arm mich in den Himmel hob
Und Herz an Herz im süßen Feuer brannte.

Ja! Liebe wird zum Himmels Unterpfande!
Ob Sturm und Blitz die Myrthe auch umtob,
Ob auch die schönste Rose noch zerstob —:
Die Liebe ist des Ew'gen Abgesandte.

Wenn Seel' und Seele sich verwandt erkennen:
Ob wir es Freundschaft, ob wir's Liebe nennen,
Es ist ein Zeichen unsrer Göttlichkeit.

Und wenn die Geister sich vom Ird'schen trennen —
Wo ist für rechte Liebe denn das Leid?
Dort ist der Liebe Reich — ich bin bereit!

IV.

Ein Ziel, ein hohes, hatt' ich mir erkoren,
Ihm weiht ich mich mit allem, was ich bin:
Die Freiheit nahm mich auf als Priesterin,
In ihrem Dienst hielt ich, was ich geschworen.

Und war's ein Spott, den Klugen wie den Choren,
Ehrt' in der Frau ich auch die Bürgerin:
Klar blieb und fest und unbeirrt mein Sinn,
Nie hab' ich mich von meinem Weg verloren.

Das Ewige, sich hier schon offenbarend
In Lenz und Liebe und im Freiheitsdrang,
Bis in den Tod in meiner Brust bewahrend.

Und wie ich oft schon ahnend auf mich schwang,
Nicht Müh' und Not noch jähen Sturz befahrend,
Bin ich bereit zu meinem letzten Gang!

Germanias Standbild

auf dem Niederwald 1875.

Drei Jahre sind's — da stand der Dom vollendet,
Der Dom zu Köln, nun herrlich ausgebaut;
Ein Siegesmal, dem deutschen Volk gespendet,
Das endlich einig seiner Kraft vertraut.
Und frohgemut begann vor vierzig Jahren
Der Väter Erbe heiliger Kunst zu wahren.

Und wie ich einst in meiner Jugend Tagen
Schon sehnsuchtsvoll zum grünen Rheine zog
Und um mich Viele wollten schon verzagen,
Weil scheinbar die Prophetenstimme los
Und falsch gesprochen von des Doms Erneuen —
Nun gilt es der Erfüllung sich zu freuen!

Jetzt ward ein andres Standbild aufgerichtet:
„Germania“ thront auf dem Niederwald.
All' was ich einst von ihr geträumt, gedichtet,
Ward Wirklichkeit in herrlicher Gestalt,
Wallfahrend wie zu einem Heiligtume
Naht alles Volk und weiht sich ihrem Ruhme.

Auch ich sah sie in goldnem Sonnenglanze
Und wieder dann in stiller Mondennacht,
Das edle Frauenhaupt im Eichenkranze,
Erhoben hoch zu ihres Volkes Wacht —
Germania — einst nur ein Traum der Thoren —
Jetzt zu der Schirmerin des Reichs erkoren.

Und wehn im Sonnenglanz die deutschen Fahnen
Zu ihrer Ehr und donnern Schuß um Schuß —
Im stillen Mondschein ließ ein selig Ahnen
Mich leis vernehmen einen andern Gruß:
Ward eine deutsche Frau so hoch erhoben,
So ziemt's uns Allen unsre Kraft erproben.

So ziemt's uns Allen nach dem Ziel zu ringen.
Das hier erscheint in herrlicher Gestalt.
Was deutsche Frauen streben, muß gelingen,
Germania wird selbst uns Hort und Halt.
Jetzt ist es leichter Sieg zu prophezeihen,
Wenn wir zu ihrer Ehr uns selbst befreien.

Strömt jetzt am Rheine alles Volk zusammen
Und feiert man bei ihr ein Siegesfest,
Und lodern hoch der Freudenfeuer Flammen
Im Glauben, daß sie nie ihr Volk verläßt,
So dürfen wir auch ihrer Huld vertrauen,
Die höchste Frau verläßt auch nicht die Frauen.

Sie fordern ihren Teil als Priesterinnen
Im Dienst des Reiches, das man ihr geweiht;
In ihrem Dienste wollen sie beginnen
Das neue Werk der freien bessern Zeit,
Vertrauend knieen sie zu ihren Füßen,
Als höchste Schützerin sie zu begrüßen.

Jung-Elſchen.

Der Abendwind ſtreicht durch den Wald
Und Blatt und Blatt ſich ſäuſelnd grüßen,
Das Lied der Nachtigall erſchallt
In Liebeſtönen, ſchmeichelnd süßen.

Noch ſpielt der letzte Koſenſchein
Der Sonne um die höchſten Bäume,
Doch ſchläft ſchon manche Blüte ein,
Wiegt leis ihr Haupt als ob ſie träume.

Still wird die Luft, es ſinkt der Thau
Und überzieht mit feuchtem Glänzen
Die blütenreiche, duſtge Au,
Als ſchmück' er ſie zu Elfentänzen.

Schon ſiegt der erſte Glühwurm aus,
Nachtſalter ſchwirrend ſich erheben —
Da tritt Jung-Elſchen aus dem Hans
Zur Gartenthür, mit leiſem Beben.

Den Riegel innen ſchiebt ſie fort,
Um hinter ſich ihn leis zu ſchließen;
Den Abendſtern, der Unſchuld Hort,
Hat ihr der erſte Blick gewieſen.

Seit Wochen hat sie hier geweiht
Und tren gepflegt die alte Mühme,
Bis sie genas — nun einmal eilt
Sie zu des Waldes Heiligtume.

Längst hat sie sich dahin gesehnt,
Doch machte ihr die Mühme bange,
Die Raub und Mord im Walde wäht
Und hinter Blumen selbst die Schlange.

Sie sollt' am Abend nie allein
Die einsam stillen Pfade gehen — —
Doch würde Gott nur bei ihr sein,
Was könnte ihr denn wohl geschehen?

Er hatte ja den Wald gebaut
Mit seinen hehren Buchenhallen —
Wie sollte denn, wer Gott vertraut,
Nicht froh und sicher darin wallen??

Die Mühme schlief, die Magd war da.
Jung=Elchen konnte fort sich schleichen,
Und bald war sie dem Walde nah,
Er grüßte sie mit heiligem Schweigen.

Ganz einsam war's — ein Wandersmann
Kam ihr entgegen nur geschritten,
Er hielt den Fuß dicht vor ihr an,
Um eine Gabe sie zu bitten.

Sie grüßt ihn still und gab ihm mehr
Als er gewohnt war zu erhalten —
Er sah sie an — und dankte sehr —
Und sie sprach tröstlich: „Gott mag's walten!“

Wie schön war's drinnen nun im Wald!
Der Mond begann heranzusteigen —
Doch plötzlich lauter Sang erschallt,
Wo vorher noch das tiefste Schweigen.

„Ei, guten Abend schönes Kind!
So einsam hier im Mondenscheine? —“
„Der Abend ist so hold und lind —
Ich bin im Walde gern alleine.“

„Hei, abgeblitz!“ ein Anderer rief:
„Die weist uns selbst im Wald die Thüre!“
Ein Scherzwort durch die Burschen lief —
„Wohl — jeder wird, was ihr gebühre.“

Sie zogen fort, und lächelnd stand
Jung-Eltschen da im Mondenlichte —
Strich sinnend mit der weißen Hand
Ihr Goldhaar aus dem Angesichte. —

Und wieder herrschte tiefe Ruh
Vom Teppichmoos bis zu den Sternen —
„O. Nacht, wie doppelt schön bist du,
Wenn wir im Wald dich kennen lernen!“

Andacht durch ihre Seele zieht,
Die Hände faltet sie zusammen,
Und betend fromm sie niederkniet,
Im blauen Aug' Begeisterungsflammen.

Und plötzlich schreckt ein Fluch sie auf —
Sie sieht in rauhen Mannes Händen
Des blitzenden Gewehres Lauf
Und ruft erschreckt: „Das müßt Ihr wenden!“

„Ich bin kein Dieb, bin auch kein Reh,
Dafür Ihr mich vielleicht gehalten —
Ein Mädchen nur ich vor Euch steh,
Deß' Hände betend sich gefalten!“ —

Da schüttelt es den bösen Mann,
Den böse That zur Flucht getrieben,
Er ruft: „Für mich auch bete dann!“
Und kehrt sich um — „Zu Gott, dem lieben!“

Ruft sie mit unschuldsvollem Laut
Dem Flücht'gen nach. Dann kehrt sie wieder
Zum stillen Haus, zum Garten traut,
Wo süß noch duften Ros' und Flieder.

Am Morgen sie zur Ruhme spricht:
„Ich will es ehrlich dir gestehen,
Ich hab' im stillen Mondenlicht
Im Wald mich gestern umgesehen.

Die Mühme fährt erschreckt sie an:
„Weh', wenn dich jemand dort getroffen!“
„Niemand hat mir ein Leid's gethan!“
Und Elschen schildert Alles offen.

Die Mühme hört's, der Fassung bar —
Dann seufzt die Brust, die angstbefreite —
„Du ahntest nicht einmal Gefahr — —
Die Unschu d gab dir das Geleite!“

Korn und Wein.

I. Blütezeit.

Nun blüht das Korn, nun blüht der Wein,
All um ein lieblich Düften,
Man atmet lauter Segen ein
In linden Abendlüften.

Noch blüht das Korn, noch reift es nicht,
Will selbst sich duftend weihen,
Durchglüht vom warmen Sonnenlicht
Den Segen prophezeien.

Wir bitten all um täglich Brot —
Doch doppelt ist's gesegnet,
Wenn uns im Juni-Abendrot
Der Aehren Duft begegnet

Wir trinken ihn mit Wonne ein:
Der blüh'nden Aehren Küssen
Soll unserm Leben heilsam sein —
So will im Volk man wissen.

O Volksglaube rein und gut!
Nur der ist reich zu nennen,
Dem Blüten geben Hoffnungsmut,
Eh' noch die Frucht zu kennen.

Auch an der Rebe zart und dicht
Hervor die Traubchen sprießen
Und golden sich im Sonnenlicht
Die Blüten schon erschließen.

Sei mir begrüßt du Aehrenfeld,
Mit deinen leisen Wogen,
Samt deiner blauen Blumenwelt,
Die sich hinein verfliegen,

Ein Duft, berauschend süßer Art
Durchzieht die Nebengänge,
Des Sommers nahe Gegenwart
Fügt sich zum Lenzgepränge.

O schöne Zeit! es blüht der Wein
Beim Sang der Nachtigallen,
Und wenn im gold'nen Sonnenschein
Die Lirchenslieder schallen.

Und daher stammt die Liederlust
Wenn später im Pokale
Der Wein erfreut der Menschen Brust,
Belebt mit einem Male.

Und grüßt dann die Erinnerung
An Zeiten, da er blühte,
So schafft sie die Begeisterung,
Die nur für Höchstes glühte.

So mag des rechten Lebens Born
Denn in uns übergehen:
Drum sei gesegnet Wein und Korn,
Wenn wir Dich blühen sehen.

II. Erntetage.

Verblüht ist längst so Korn als Wein!
Der Aehren golden Glänzen
Lädt schon der Schnitter Scharen ein
Zu frohen Erntetänzen.

Zur Arbeit, wie zur Freude ruft
Der Sommer allerwegen,
Und Vogelsang und Blumenduft
Verschönen seinen Segen.

Bald aber streift ein kühler Wind
Ob leeren Stoppelfeldern,
Die Vöglein still geworden sind
In Büschen und in Wäldern.

Die Traube nur noch glüht und schwillt
Langsam im Rebengarten,
Es läßt des Herbstes schönstes Bild
Gern lange sich erwarten.

Wer möchte tadeln sie darum?
Ist erst auch sie genommen,
Dann wird es einsam um und um,
Dann droht des Winters Kommen.

Dann sind die Vöglein all' verjagt,
Die Schwalben fortgeflogen,
Des Laubes fallen traurig klagt,
Von Rot und Gold durchzogen.

Drum segnen wir die letzte Frucht
Als köstlichste von allen,
Von sonn'ger Höhe bis zur Schlucht
Ihr Dankeslieder schallen.

Ob's „Herbsten“ heißt im Volkemund,
Ob „es wird Wein gelesen“,
Es thut sich allwärts jauchzend kund
Ein frisch und fröhlich Wesen.

Und weithin durch die Lüfte dröhnt's
Aus Flinten und aus Böllern.
Unwortend glänzend noch verschönt's
Buntfeuer von den Söllern.

Das ist die letzte Erntezeit —
Wenn Trauben Most geworden:
Dann hängt der Herbst sein buntes Kleid
Still an des Winters Pforten.

Doch Scheuern, Keller heimsten ein
Des Sommers höchste Gaben:
So sei gesegnet Korn und Wein,
Wenn wir geerntet haben.

Gesegnet sei in Blüt' und Frucht
Vor allen Gottesgaben!
Mag nun des Winters Sturm und Wucht
Das letzte Blatt begraben.

Gab uns der Sommer doch genug
Sein Scheiden zu ertragen;
Erinnerung und Geistesflug
Verscheuchen alle Klagen.

Die Nachtigall von Werawag.

I.

Vom Schwarzwald wie ein Silberstreifen,
Die blauen Donauwellen eilen —
Fast lockt's, die Blumen selbst zu greifen,
Die doch am andern Ufer weilen,
So ruhig wogt sie hin, so schmal,
Durch Wald und Fels im engen Thal.

Dort wo auf hohen Bergesrücken
Viel alte Burgruinen stehen,
Zum Schrecken bald, bald im Beglücken
Zum jungen Strom herniedersehen,
Da hört ich einst im Blüthenhag
Die Nachtigall von Werawag.

Die steile Höhe war erklimmen,
Zum Abgrund schaut ich schwindelnd nieder,
Da hab' in Tönen ich vernommen
Das Echo alter Minnelieder
Die einstens sang zum Harfenschlag
Herr Hug und Ott von Werawag,

Das waren edle Minnesänger,
Die einst auf dieser Burg geboren,
Das Saitenspiel, je mehr, je länger,
Statt rauhen Waffendienst erkoren,
Erst leis' dann lauter sang danach,
Die Nachtigall von Werawag.

Ein Mägdlein, eine stolze Schöne,
Dem adligem Geschlecht entsprossen,
Sie hörte früh der Harfen Töne,
Die Harfner waren ihr Genossen,
Als Ahnen standen sie ihr nah.
Wars' da ein Wunder, was geschah?

Lütgarde diente selbst dem Sange
Der Minne, den sie früh vernommen,
Gehorchend einem süßen Drange,
Der machtvoll in ihr Herz gekommen,
So hieß sie denn seit diesem Tag:
Die Nachtigall von Werawag.

Du Mädchenherz aus alten Zeiten,
Dein Lob um Minnesang und Minne
Will Dir ein ander Weib bereiten!
Denn es kommt nicht aus meinem Sinne,
Was mir von Dir die Donau sprach,
Du Nachtigall von Werawag!

II.

Einſt hörte in der Burg Kemnaten
Lütgarde, da es draußen ſtürmte,
Die Mutter mit dem Vogt beraten,
Wie man zwei fremde Reiter ſchirmte,
Die wohl verirrt, als ſank der Tag,
Einlaß begehrt, auf Werawag.

Kaum nennt der Aeltere der beiden,
Den jüngeren: Rudolf, den Sänger,
Da tönten bald der Harfen Saiten.
Mit ſüßen Klängen, eng und enger
Umwob in Tönen Zauberbann
Die Jungfrau und den fremden Mann —

Da er geſchieden, ging die Märe:
Es ſei der Kaiſer ſelbſt geweſen,
Der hier verirrt von ungefähre
Solch ſtillem Aufenthalt erleſen.
Doch bald verkündet ward mit Hohn:
Der Fremde war ein Bürgersohn.

Mit Lächeln hörte es Lütgarde:
Wer alſo hold die Saiten rührte
War ihr ein gottgeſandter Barde.

Ob er ein stolzes Wappen führte,
Die Krone trug —: ihr galt's nicht mehr —
Dem Sänger nur gab sie die Ehr'.

Dem Sänger nur gab sie die Seele —
Sie wies zurücke jedes Werben:
Und daß sie niemals sich vermähle
Viel lieber wolst als Jungfran sterben
Gab stets zur Antwort jeder Frag',
Die Nachtigall von Werawag. —

Da einstens ist der Tag gekommen:
Zu Freiburgs Mauern sieht man's wallen,
Ein herrlich Paar zieht glückumschwommen
In die geweihten hohen Hallen.
Das ist der frohe Hochzeitstag
Der Nachtigall von Werawag.

Der Bürgersohn im Dienst der Minne,
Im Dienst des Sanges und der Seinen,
Den Bürgern all', die im Gewinne
Ersehnter Freiheit ihn sich einen,
Dem Sänger, der die Holde freit,
Die Nachtigall, die ihm sich weihet.

Sie ließ das Raubschloß ihrer Ahnen
Mit seinem blut'gen Heldenruhme
Und wandte sich auf neuen Bahnen,

Zu des Geliebten Bürgertume,
Die Nachtigall von Werawag,
Vereint mit ihm des Sanges pfleg

Heimat.

Viel tausend Menschen hat es sonst gegeben,
Die nie hinaus aus Stadt und Dorf gekommen,
Im selben Haus da sie erwacht zum Leben,
Ist ihnen auch sein letzter Strahl verglommen.

Einförmig ward der Faden fortgesponnen
Und reichte niemals über weite Grenzen,
Doch eine Welt von Leiden und von Sorgen
Fand darin Raum in bunten Wechselfängen.

Das enge Haus hielt selbst den Sinn gebunden,
Und Haus und Hof war allem lieb und teuer,
Man fürchtete des Heimweh's tiefe Wunden,
Wenn man verließ des trauten Herdes Feuer. —

Das war vordem — da gab's noch weite Fernen —
Da gab's noch enge festgeschlossene Kreise,
Es mochte kaum ein Volk vom andren lernen
Und jeder Gau bewahrte seine Weise.

Jetzt aber drängt's die Heimat zu verlassen
So jung als alt und zieht sie weit und weiter,
Es wird der Dampf für ganze Völkermassen
Zum ruhelosen lockenden Begleiter.

Wohl ist es schön, die schöne Welt durchfliegen,
Wo immer neue Wunder sich erschließen
Im Schauen und im Staunen sich zu wiegen,
Natur und Kunst begeistert zu genießen.

Wohl ist es schön im fernen Land zu weilen
Das Edle auch im fremden Volk erkennen.
Mit ihm das Streben nach dem Höchsten teilen
Im Dienst der Menschheit sich verbunden nennen

Doch dreimal schöner wenn Erinnerungen,
An solche Zeiten uns die Heimath schmücken
Und wenn der Boden, den wir selbst entsprungen
Uns noch vermag wie einstens zu beglücken

Wohl ist's ein Glück, das Wen'gen, ist beschieden
Wenn uns die Stätte wo wir einst geboren,
Wo wir geträumt im holden Jugendfrieden,
Im Alter noch als Heimat unverloren.

Wenn wir, was da wir strebten und empfunden,
Auch in der ferne weiter groß gezogen
Wenn, was wir hier gelobt in heiligen Stunden
Verleugnet nie in stürmischen Lebenswogen.

Wenn wir die Heimat so bewußt betreten,
Gedenkend gern so alt als neuer Zeiten,
Dann kommt es über uns wie stilles Beten,
Wie mildes Abendrot vor'm letzten Scheiden.

Remontanten und Centifolien.

Immer wieder zu erblühen,
Zwingt man jetzt die schönsten Rosen
Farbenprächtigt zu erglühen,
Wählt sich gern die riesengroßen.

Centifolien! veraltet
Nennt man Euch, im neuen Garten
Wo Ihr siegend einst gewaltet
Mag man Eurer kaum noch warten.

Denn Ihr laßt's Euch nicht gefallen,
Blühend Euch zu wiederholen,
In den Sommermonden allen,
Wie's des Gärtners Kunst befohlen,

Seid Euch gleich und keusch geblieben
Hundertblättrig in der Runde,
Ernst verschlossen falschen Trieben,
Gebt Ihr echter Liebe Kunde!

Liebe, die zum Wiederholen,
Nie und nirgend sich verstanden —
Hentzutag doch wirds befohlen:
Modisch sind die Remontanten.

Wen'ge nur die jetzt noch hegen
Jene alten Rosenbäume,
Denen treuer, Liebesfegen,
Nicht gehört in's Reich der Träume.

Abteilung V.

Aus den Jahren 1880—1895.



Rückblicke.

I.

Wohl denk ich selig meiner Kindheit Tagen,
Da ich gespielt mit Vögeln und mit Blüten,
Wo in der Mutterarmen trennem Hüten
Mir alle Paradiese offen lagen.

Wo ich die ersten Bücher aufgeschlagen,
Mich drein versenkt mit ernsthaft stillem Brüten.
Bis meine bleichen Wangen heiß erglühten
Von meines Volkes schönen Helden sagen.

Dann sprach die Mutter: „Kind, es sind Gedichte.
Vergiß es nicht: all' was du hier gelesen,
Zeigt dir das Leben oft in anderm Lichte.“

Warum denn unterscheiden Sein und Wesen?
Nein, Mutter — meinen Glauben nicht vernichte!
Dann frankte ich und könnte nie genesen!

II.

Wehmütig hat sie dann das Haupt gesenket
Und still gebetet: „Gott mag dich bewahren!
Er sende dir aus seinen Engelscharen
Den reinen Schutzgeist, der dich führt und lenket.

Viel wirst geliebt du werden, viel gekränkt,
Viel Täuschung und viel Leid wirst du erfahren;
Viel Thränen trüben dir den Blick, den klaren,
Wenn sich dein Sehnen nicht noch selbst beschränket.“

So gab sie sterbend mir den letzten Segen.
Ich sank entsetzt vor der Entseelten nieder —
Lang fühlt' ich nichts als meines Jammers Regen.

Da rieselten mir Schaner durch die Glieder:
Soll ich nicht mit in deinen Sarg mich legen,
So laß mir meine Träume, meine Lieder.

III.

So laß mir meine Träume, meine Lieder!
Zur Gottheit selber hab' ich so erhoben
Mein heiß Gebet im brünstigen Geloben:
Was du mir gabst, das lasse ich nicht wieder!

So träumt ich denn, es fielen Rosen nieder,
Die sich zu einer holden Kette woben —
Und darauf schien ein Sonnenglanz von oben
Und aus den Rosen wurden Sternenglieder.

Das war der Liebe göttlich süßes Träumen
Mit seinen Wonnen, seinem Glühen, Sehnen,
Das bis hinauf drang zu des Himmels Räumen.

Im Aether dort erglänzten heil'ge Thränen,
Wie Tauesperlen oft die Rasen säumen,
So mochten sie sich an die Sterne lehnen.

IV.

Doch kühnes Träumen mächtig mich erfaßte,
Der ganzen Menschheit mich dahin zu geben,
Als Opfer sterben oder kämpfend leben,
Daß ich von Noth und Druck sie mit entlaste.

O wie ich zürnend ihre Feinde haßte!
Wie ich empor mich rang mit kühnem Streben,
Wie ich der Freiheit Banner wollste heben,
Ob es auch für die schwache Hand nicht paßte!

Begeisterung war in diesen Träumen allen,
Und mehr als das; es war ein stetig Trachten
Nur vorwärts durch die Nacht zum Licht zu wallen.

Gefahr und Furcht, wie lernt ich sie verachten,
Wie ließ ich meine Losung laut erschallen:
Der Traum wird Wahrheit! wachet auf! — wir
wachen.

V.

Wie ich geliebt, gestrebt, gekämpft, gelitten:
Zu Liedern muß es immer sich verklären,
Und also mag es bis zum Tode wahren —
Das ist noch jetzt zu Gott mein brünstig Bitten.

Noch jetzt, da schon das Alter kommt geschritten,
Statt Rosen nur noch winken reife Aehren,
Nicht kühne Wünsche mehr sich seufzend nähren,
Der Phantasie die Flügel längst beschnitten.

Noch jetzt will ich den Träumen nicht entsagen,
Noch jetzt will ich im Kampfe nicht erlahmen,
Eintreten noch für große Menschheitsfragen.

Noch jetzt will ich für die, so nach mir kamen,
Das Wort, das kühne, auszusprechen wagen:
„Seid treu Euch selbst, wie ich getreu blieb!“
Amen.

Des Jahres erste Hälfte.

Vorüber sind die Feste!

I.

Vorüber sind die Feste wieder,
Die uns begrüßt mit Glanz und Licht,
Verstummt die holden Weihnachtslieder,
D'raus reinster Liebe Segen spricht.

Es gab dafür ein langes Sorgen,
Ein Vorbereiten Tag und Nacht,
Beim Lampenschein ward mancher Morgen
Gar arbeitsvoll herangewacht.

Das Werk der Liebe zu bereiten,
Bemühte sich so alt und jung,
Und jedes Herz schien sich zu weiten
In Hoffnung und Erinnerung,

Ein Liebesfest so ohne Gleichen
Im ganzen großen Vaterland,
Wo Engelsruf und Sternenzeichen
In hoher Botschaft sich verband!

Und Liebe wurde zum Erbarmen:
Vom Christbaum aus dem eignen Heim
Fiel mancher Strahl auch auf die Armen
Und weckte neuer Hoffnung Keim. —

Die heil'ge Nacht — die Feiertage
Mit aller Weihe, allem Glück,
Des Jahreswechsels ernste Frage —
Wir blicken jetzt darauf zurück.

Vorüber wieder sind die feste
Und uns umfängt die Alltagswelt,
Doch bleibt uns ja davon das Beste:
Begeisterung, die uns aufrecht hält.

Sie, die am Sterne sich entzündet,
Der in der Weihnacht zog voraus
Und allen Sehenden verkündet:
Es naht das Heil — nun wachet auf!

Nun wachet auf zum Liebesglauben,
Nun dient der neuen Zeit des Lichts —
Den Weihegruß kann niemand rauben,
Was ihm nicht dient, zerfällt in nichts.

Den Festen folgt der Arbeit Mühen,
Das ihnen freudig ging voran —
Wenn wir im Dienst der Menschheit glühen,
Sind wir auf rechter Lebensbahn.

II.

In Eis und Schnee.

Das ist die Zeit, wo in Palästen
Von Gas und Kerzenschein erhellt,
Zu Tanz und Schmaus geladnen Gästen
In Glanz getaucht erscheint die Welt.

Das ist die Zeit wo Schlitten klingeln
Und auf des Eises glatter Bahn
Die Paare auch sich tanzend ringeln,
Sich fliehen bald und bald sich nahen.

Die Zeit ist's, wo in Hauses Enge
Sich alt und jung zusammen schließt
Und fern von eitler Pracht Gedränge,
Ein heimisch trautes Glück genießt.

Wenns draußen schneit, gern am Kamine
Man einsam ferner Zeit gedenkt,
Bald lächelnd, bald mit Forschermiene
In Rätsselfragen sich versenkt.

Die Zeit ist's wo in kalter Kammer
Nur Dunkel herrscht und bittre Not
Zu Eis gefriert in allem Jammer
Das Wasser und das Stückchen Brot!

Und draußen auch im Feld, und Garten
Die Vöglein klagen mat und weh —
Auf Menschenliebe alle warten,
Wo grausam herrschen Eis und Schnee.

Das ist die Zeit im Dunkeln träumen
Und sinnen über reich und arm —
Wenn hier die Becher überschäumen
Und dort kein Tropfen lind und warm.

Im Ballsaal welken tausend Blüten
Als schönster Schmuck in Frauenhand —
Sie sind, je herrlicher sie glühten,
Des Reichthums, nicht der Liebe Pfand!

O wollt bei ihnen recht erwägen:
Es sei der Frauen Ideal
Um sich zu breiten Trost und Segen —
Sonst ist das Leben öd und schal.

Wer nicht im Winter denkt der Armen
Und Segen auszustreuen weiß,
Wird nie zu schöner Glut erwarmer,
Schmilzt allenthalben auch das Eis!

Für solche ist kein Lenzeswehen,
Kein Vögelein voll Dank und Preis —
Mag noch so hoch die Sonne stehen —
Sie sind erstarrt in Schnee und Eis.

III.

Im Februar.

Ihr Sonnenrosse empor! empor!
Nun lenket höher den Wagen.
In heil'gen Nächten ward flirrend das Thor
Schon hinter Euch zugeschlagen.

Nicht abwärts leitet die „Neue Bahn,“
Die jetzt Euch zu wandeln beschieden,
Nur aufwärts und höher schreitet voran
Und Niemand soll Halt Euch gebieten!

Kurzfristige Menschen, weil Wintersgraus
Und Schnee und Eis sie umfangen,
Die blicken in Tagen und Angst hinaus,
Da langsam die Tage nur langen.

Sie grübeln am Herd und erwärmen sich nicht,
Und haben nicht Mut und nicht Glauben
An neue Wärme, an neues Licht —
Sie hören die Kofse nicht schmauben.

Sie sehen nicht rollen das feurige Rad,
Von der Sonnengöttin geleitet,
Der Göttin der Freiheit, der Liebe, der That,
Drauf unser Hoffen sich weidet. —

Jhr Sonnenrosse empor! empor!
Dann ist die Kälte vergangen —
Und wer im Winter den Glauben verlor
Wird vom blühenden Lenz ihn empfangen.

IV.

Osterfeiertag.

Vom Turme tönt in stiller Sabbathfrühe
Posaunengruß: der Herr ist auferstanden!
Er liegt nicht mehr in finstern Grabesbanden;
Da wars, als wenn der Himmel purpurn glühe.

Allmählich schiens, als ob er Funken sprühe,
Die Lerchen aufwärts Jubelgrüße sandten,
Im Veilchenaug' sich goldne Tropfen fanden,
Und jede Knospe träumte, daß sie blühe.

Solch eine Feier mahnt beklommne Herzen,
So blühend, glühend, und so sonnenhaft
Ein neues Leben freudig zu beginnen.

Das Grab, das Kreuz und alle bange Schmerzen
Sind überwunden von der Gottheit Kraft.
Triumph erschallt und Freudenthränen rinnen.

V.

Himmelfahrt.

Ein Feiertag im holden Maieumond
Wird eingeläutet von den Kirchenglocken,
Den Blick zu dem, der hoch im Himmel thront,
In Andachtsschauern fromm empor zu locken.

Die Erde trägt ihr schönes Festgewand,
All überall ein Blühen und ein Düften!
Seit Ostern stürzte finstern Grabesrand
Erstand ein neues Leben aus den Gräften.

Und neue Wunder überall geschehn
Wo Keime wachsen und wo Vöglein singen —
Wohin wir hören und wohin wir sehn
Will Alles aufwärts zu dem Himmel dringen.

So winkt auch die Natur zur Himmelfahrt;
Im blauen Aether weiße Wolken schwimmen,
Das Aug, fast glanzgeblendet, doch gewahrt
Wie Gold und Purpur in einander glimmen.

Wie Erd und Himmel durch den Wolkenflor
Am Horizonte sauft zusammenfließen,
Wie Kerchen zwitschern zu dem Kirchenchor
Und Alles läd zu seligem Genießen. —

So feiern wir den wunderreichen Tag,
Der nach der Osterweihe uns gegeben
Bis ihm das hohe Pfingstfest folgen mag,
Zum Himmel uns're Blicke zu erheben.

So feiern wir die wunderreiche Zeit
In frohem Ausblick und im sel'gen Ahnen:
Das fest des heil'gen Geistes ist nicht weit,
Den Weg zum Gottesreiche uns zu bahnen.

Nicht nur allein für uns sind wir bestrebt
Das Gottesreich auf Erden auszubreiten:
Nur wer im Dienst der ganzen Menschheit lebt
Dient sich und seiner Zeit und allen Zeiten.

Drum alle, die wir solchen Dienst gewählt,
Des Geistes Streiter, Männer oder Frauen,
Ob glücklichlebend, ob von Leid gequält,
Sind wir geweiht durch Mut und Gottvertrauen.

Im Dienst der Menschheit kämpfend, treugeschart
Sind gleich den Jüngern wir zum Werk verbunden —
Und Ahnungschauer einer Himmelfahrt
Will sich als Segen unserm Thun bekunden.

VI.

P f i n g s t s o n n e .

Laßt folgen mich der Sonne Winken,
Dem Pfingstenrufe der Natur,
Laßt mich des Daseins Wonne trinken,
Die Lust des himmlischen Azur.

Laßt mich dem hohen Ruf gehorchen,
Der noch aus jeder Blüte sprach,
Aus Lerchenlied am Pfingstenmorgen
In einem Hauch: der Sonne nach!

Der Sonne nach: — O wie ihr Walten
Den dunklen Himmelsdom durchbricht,
Ein neues Leben zu entfalten
Im Schöpfungswort: es werde Licht!

Und alles blüht und alles singet
Und grüßt den heil'gen Pfingstentag,
Der neues Licht und Leben bringet,
Und alles drängt der Sonne nach.

Ihr strebt die Lerche froh entgegen,
Die zwitschernd hebt ihr Schwingenpaar,
Zu ihr mit kühnen Flügelschlägen
Steigt stolz empor der junge Nar.

Und rings vom Pfingsteneruf durchglüheth
Drängt alles zu dem Lichte hervor,
Wo nur ein Sonnenfunken sprüheth
Klingt auch der Ruf: Empor! empor!

So wird des Geistes Ruf vernommen,
Der alle Wesen aufwärts zieht,
Er ist auch mir, auch mir gekommen,
Empor mein Aug', empor mein Lied!

Empor mein Sinnen und mein Denken,^{*}
Der Sonne nach, dem Lichte zu!
Und will die Erde dich beschränken
So wage höh'ren Flug auch du!

Wag ihn und sink ans Herz der Sonnen,
Aus dem die Gottheit zu dir sprach:
Der Menschheit Heil wird nur gewonnen,
Strebt sie empor — der Sonne nach!

Seligkeit.

Zufrieden nicht mit Gut und Glück,
Gebannt in enge Lebensphären,
Erhebst Du weiter Wunsch und Blick,
Und willst noch Seligkeit begehren.

Und weißt Du auch was Seligkeit?
Und weißt Du auch wie sie errungen? —
Ein Lichtblick nur auf Raum und Zeit,
Der ihre Schranken übersprungen!

Wenn Du im brünstigen Gebet
Zum Throne Gottes Dich erhoben
Und die Gewißheit vor Dir steht:
Dein Geist ist selbst ein Strahl von oben.

Ein Strahl, ein Teil von Gottes Licht,
Betraut mit einer hohen Sendung —
Und eine innre Stimme spricht:
Du bist erkoren zur Vollendung —

Wenn dann Dich das Gefühl befeelt
In dieses Daseins Wechselleben:
Die ganze Menschheit ist erwählt,
Um nach Hervollkommung zu streben —

Und wenn im Tempel der Natur
Im Abendrot, beim Sterneureigen,
Im Sonnenglanz der Blumenflur
Sich Bilder des Vollkommenen zeigen;

Dann sinkt von Dir ein jedes Leid
Und jeder Zweifel ist zerronnen,
Und ein Moment der Seligkeit
Hast Du hienieden schon gewonnen.

Und wenn in schöner Harmonie
Dein Herz ein andres Herz begegnet,
Und zweier Seelen Sympathie,
Lieb und Begeisterung zwiefach segnet.

Dann bist Du selig erdentrückt,
Fühlst Dich von Himmelslust umfangen,
Und ahnst beglückend und beglückt,
Daß zur Vollendung zu gelangen.

Und wenn ein Werk der Hand, dem Geist
Gelingen ist durch Fleiß und Mähen,
Dem Aug' ein dunkler Vorhang reißt
Und neue Lande vor Dir blühen!

Und mitten drinn in Kampf und Not
Doch für den Gott im Busen streiten,
Und hinzunehmen Schmach und Tod,
Den Sieg der Menschheit zu bereiten:

Das ist auf Erden Seligkeit —
Ein Augenblick und wir erschrecken,
Daß wir erhoben uns so weit
Ob all den Wolken, die uns decken.

Doch will ein solcher Augenblick
Des Jenseit Seligkeit uns nennen:
Sinkt Raum und Zeit von uns zurück,
Wirft Du Vollkommnes rings erkennen!

Des Lebens Lied.

Als ich in zarter Kindheit Tagen
Versteckt mein erstes Lied gesungen,
Mit tiefem Augenniederschlagen
Das Wort vernahm: es sei gelungen!
Da weint ich, daß man es erlauscht,
Und war doch stolz und glückberauscht.

Nicht Lob noch Ruhm mocht' ich begehren,
Vor niemand wollt ich eitel glänzen,
Ich dachte nie an äußre Ehren,
Ich träumte nie von Lorberkränzen;
Noch höher Ziel mein Herz mir riet:
Mein ganzes Leben sei ein Lied.

Ein Lied, vor Gottes Thron gesungen
Im höh'ren Chor, in Himmelsnähe,
So von Begeisterung durchdrungen,
Daß nur Begeistertes geschähe,
Daß alles Sein in Poesie
Vor mir ersteh' und anders nie!

Und anders nie! — ein kühnes Sinnen;
Doch was ich wollt', hab ich gehalten —
Die Prosa jagt ich stolz von hinnen,
Vergönnt ihr nie ein stetig Walten;
Hoch ging mein Flug, und Himmelschein
Verbannte alles, was gemein.

Wird einst mein letztes Lied ertönen,
Nach allen Kämpfen schwerer Zeiten:
Mein Leben war ein Dienst des Schönen,
Der Trost soll an mein Grab mich leiten;
Ich danke Gott, der mir beschied:
Mein ganzes Leben war ein Lied.

Weihe der Freundschaft.

O sel'ge Stunde stiller Weihe,
Wo Seele sich zur Seele neigt,
Und vor dem Flug zur Himmelsfreie
Der Staub der Erde von uns weicht.

Wo wir gleichstrebend uns erkennen,
Nach Herz und Geist uns ganz verstehn,
Und ob wir's Freundschaft — Liebe nennen,
Den Himmel plötzlich offen sehn,

O sel'ge Stunde, weile, weile!
Geöffnet ist das Sonnenthor —
Ein Segensspruch von ew'gem Heile
Trägt uns begeisterungsvoll empor.

O nur empor! wenn's draußen dunkelt
Um uns ist Licht und Seligkeit!
Wenn hell der Stern der Liebe funkelt,
Ist unsre Liebe gottgeweiht.

Mein Dankesgruß vom 26. März 1889.

Sast mahnt es mich gleich eines Traumes Weben,
Daß siebzig Jahre mir vorbeigegangen;
Voll Leid, voll Glück, doch immer voll Verlangen
Mit meinen Zeitgenossen fortzustreben.

Doch ach! wie viele schieden aus dem Leben,
Die mir vereint die gleichen Lieder sangen,
Des Ideales heilige Fahnen schwangen —!
So dacht ich heut in schmerzlichem Erbeben.

Da aber kamen mir so holde Zeichen:
„Noch viele sind Dir treu gesinnt geblieben!“
So sprach aus Liedern, Blüten, Lorberzweigen.

Nun fühl ich mich ermutigt und getrieben
Begeisterungsfroh Euch meine Hand zu reichen
Und warmen Dank zu sagen allen Lieben!“

Ernte und Saat.

Zum Frauentag 1891.

Gekommen ist die Erntezeit,
Schon wird das reife Korn gehauen,
Und garbenbindend steht bereit
Die Schar der Schnitter und der Frauen.

Sie haben alle ihren Teil
Am liederfrohen Erntefeste
Und rufen jubelnd: „Dank und Heil!
Der Himmel gab dazu das Beste.“

„Der Himmel segnete das Mühn',
Das ackernd, säend uns verbunden
Im Wettersturm, im Sonnenglühn —
Nun haben wir den Lohn gefunden!“

Schön war das frische Saatengrün,
Schön war das Feld im Aehrenwallen,
Die Wiese schön im Blumenblühn —
Doch nun sind Blüt und Halm gefallen. —

Der Baum, nur spärlich noch belaubt,
Wirft statt der Blüten Früchte nieder
Und schüttelt lächelnd noch das Haupt,
Singt man für ihn auch Erntelieder.

So ist es wohl ein Hochgefühl
Zu ernten selbst gesäte Saaten.
Der Arbeit Lohn, ein Kranz am Ziel.
Wenn, was man pflegte, wohlgeraten.

Auch manchen, die nicht selbst gesät,
Ist Erntesege doch gekommen;
Sie haben dafür früh und spät
Ein heilig Erbteil übernommen.

Sie mögen nun mit voller Hand
Den Samen streuen, den sie empfangen:
Des alten Werkes Segenspfand
Soll er zu neuer Frucht gelangen.

Und bleiben jetzt am Stoppelfeld
Wehmütig unsre Blicke hängen —
Bald wieder wird es neu bestellt
Im Grün der Winterstaaten prangen.

Scheint einmal alles still und tot,
Wächst selbst noch unterm Schnee verborgen
Die junge Saat zum neuen Brot
Kommt doch für sie ein Ostermorgen.

Drum frisch an's Werk und nicht verzagt!
Beim Ernten denkt an's Samenstreuen!
Denn wer da müßig steht und klagt
Kann keiner Ernte sich erfreuen!

Nachklang.

Das Buch ist aus, — bald auch mein Lebensgang,
Von dem es kündet als ein Echotönen,
Weil alles zu begleiten mit Gesang
Von je mir war erhebendes Gewöhnen.
Und so hab ich von meinem ganzen Leben
Ein tren bewahrtes Abbild hier gegeben.

Und allen geb' ich's, allen sei's geweiht,
Die gern empor sich aus dem Staube ringen,
Und allen gilt's — aus alt' und neuer Zeit —
Den Gruß von fünf Jahrzehnten darzubringen,
In denen ich gestrebt, gekämpft, gesungen
Und unentwegt nach hohem Ziel gerungen.

So sei zuerst Erinnerungsgruß gebracht
Euch, die mit mir verbunden als Genossen,
Da allgemach das deutsche Volk erwacht,
Sich seinem Dienst zu weihen froh entschlossen!
Am Freiheitsaltar in Begeisterungsflammen
Klang Schwur und Lied in stolzem Klang zusammen.

So grüß' ich alle, die — ob fern, ob nah —
Den höchsten Idealen treu geblieben
Und wandellos, was Schlimmes auch geschah,
Das Volk, das Vaterland, die Menschheit lieben;
So grüß' ich alle Männer, alle Frauen,
Die an der Zukunft Friedenstempel bauen.

So grüß' ich alle Frauen nah und fern,
Die mutig wandeln auf den neuen Bahnen,
Die uns gezeigt der neuen Hoffnung Stern,
Den wir erschauen mit prophet'schem Ahnen!
Wollt so für mich ein freundliches Gedenken
Tun diesem Buch und meinem Leben schenken.



Verlag von Moritz Schäfer,
Leipzig.

Otto, Louise: „Die Reihe des Lebens“. Ein
Buch zur Erhebung und Erbauung des Geistes
und Herzens. 1873.

Preis broch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

Otto, Louise: „Frauenleben im deutschen Reich“.
Erinnerungen aus der Vergangenheit, mit Hin-
weis auf Gegenwart und Zukunft. 1876.

Preis broch. 2 Mk., geb. 3 Mk.

„Neue Bahnen“. Organ des Allgem. Deutschen
Frauen-Vereins. Herausgegeben von Louise
Otto und Auguste Schmidt.

Jahrgänge von 1866—1893 jeder einz. Jahrg. 3 Mk.

Durch Moritz Schäfer, Leipzig, ist zu beziehen:

Die
Nachtigall von Werawag.

Kulturhistorischer Roman
aus der Mitte des 17. Jahrhunderts
von

Louise Otto.

Große Ausgabe in 2 Bänden Preis 6 Mark.

Volks-Ausgabe in 2 Bänden Preis 3 Mark.

Der Roman spielt zum Teil in Freiburg und zum andern im Donauthal, und dort, wie in ganz Baden und Württemberg, gab man ihm das Zeugnis, ein treues Bild des Schauplatzes wie der Zeit, ihrer historischen Ereignisse und Kulturzustände gegeben zu haben.

Schmidt & Baumann, Leipzig-Neuditz.

PT 2443 .O85 M4
Mein Lebensgang.

C.1

Stanford University Libraries



3 6105 036 853 096

~~PT
2443
.079.M4~~

DATE DUE		
NOV 21 1993	111	

NOV 20 1989

